

Dorfzeitung

Zwischen Lieps und Havelquelle

Heimatkundliches Jahrbuch
des Klein Vielen e. V.
Nr. 16 (2025)

Wir danken herzlich:

allen Spendern und Spenderinnen und allen Sponsorinnen und Sponsoren, die seit Erscheinen der letzten Ausgabe die Arbeit des Klein Vielen e. V. und die Finanzierung der Druckkosten für die „Dorfzeitung“ unterstützt haben.

In eigener Sache:

Die „Dorfzeitung“ ist keine Veröffentlichung der *Gemeinde Klein Vielen*, sondern ein freiwilliges Gemeinschaftswerk der Mitglieder des Vereins Klein Vielen e. V.

Die Kosten für jedes Heft der „Dorfzeitung“ betragen derzeit ca. 5,00 Euro.

Spenden zur Deckung der Herstellungskosten der „Dorfzeitung“ sind herzlich willkommen!

Spenden können eingezahlt werden auf das Konto
(**Achtung, neue Kontoverbindung!**) des

Klein Vielen e. V. – Leben zwischen Lieps und Havelquelle

IBAN: DE10 1505 1732 0100 0334 40

BIC: NOLADE21MST

Sparkasse Mecklenburg-Strelitz

Verwendungszweck „Dorfzeitung“

(Seit November 2025 führt der Klein Vielen e.V. sein Vereinskonto bei der Sparkasse Mecklenburg-Strelitz – bitte beachten!)

Impressum

Herausgeber: Klein Vielen e. V. – Leben zwischen Lieps und Havelquelle ☼ verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Hermann Behrens, Peckatel 38, 17237 Klein Vielen ☼
Druck: Steffen Media, Friedland ☼ **Auflage:** 400 ☼ **Erscheinungsweise:** einmal im Jahr
☼ Der Herausgeber lädt zur Mitarbeit ein. ☼ Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung des Herausgebers wiedergeben.

ISSN (Print) 2943-3673 ISSN (Online) 2943-3681

Besuchen Sie uns im Internet:

Internetadresse: www.kleinvielen-ev.de

E-Mail: info@kleinvielen-ev.de

Titelbild: Die Kapelle in Pieverstorf. Foto: Hermann Behrens.

Bild Rückseite: „Hafen“ und Liegewiese vor dem Gutshaus Pieverstorf Anfang der 1930er Jahre. Quelle: Sammlung Ruth Henschel.

Von Pieverstorf und seinen Gutsbesitzern

Hermann Behrens

Pieverstorf, heute ein Ortsteil in der Gemeinde Kratzeburg, ist ein ehemaliges Gutsdorf, das 1273 als „Pywesdorp“ erstmals urkundlich erwähnt wurde. 1468 befindet es sich im Besitz der Familie von Peccatel, wird aber Anfang des 16. Jahrhunderts an Achim Bardenfleth zu Clausdorf verpfändet. Dieser verkauft es 1519 an Hennecke Holstein zu Wickenwerder (auch Henning Bradenkierl von Ankershagen genannt). Das Gut war zusammen mit dem benachbarten Dambeck ca. 200 Jahre im Besitz der Familie von Holstein auf Ankershagen. Zeitweilig gehörte es zum Amt Neustadt im Herzogtum Mecklenburg-Schwerin.

Mitte des 17. Jahrhunderts wurden Teile der Besitzungen Gläubigern zugesprochen. Namen von Teilbesitzern der Güter lauteten z. B. Joachim Schwartz zu Penzlin, von Warthenberg, Henning Heidebrek, Baron Erenkamp, Rittmeister Hoth, Otto Ludwig von Haake (auch von Haak) oder Hans von Schulte.¹

Nach der dritten Hauptlandesteilung (Hamburger Vergleich) 1701 gehörten Pieverstorf und Dambeck zum Amt Stavenhagen im Herzogtum Mecklenburg-Schwerin (ab 1815 Großherzogtum), während die anderen Dörfer der heutigen Gemeinde Kratzeburg wie Dambeck, Dalmsdorf oder Kratzeburg selbst zum (Groß)herzogtum Mecklenburg-Strelitz gehörten.

Das Gut warf nur geringe Erträge ab und wechselte daher häufig den Besitzer. 1720 verpfändet Oberlanddrost Johann Georg von Holstein (1662–1730²) das Gut zusammen mit Dambeck an Otto Ludwig von Haake, der bereits Besitzer des Gutes Klein Vielen samt dessen Nachbargüter war. Von Holsteins Sohn Ralf verkaufte Pieverstorf nach dem Tod seines Vaters 1730 an von Haake, der den Herzog von Mecklenburg-Schwerin 1731 um den Lehnbrief bat. Von Haake wiederum verpfändete das Gut 1732 an Lieutenant Jürgen Ernst von Oldenburg, der 1734 Besitzer wurde und den Lehnbrief erhielt. Von Oldenburg heiratete am 14. Februar 1756 in Groß Vielen die „verwitwete Majorin“ Sybilla Hedwig von Biebow. Wie lange von Oldenburg bzw. dessen Familie Pieverstorf besaß, ist nicht bekannt. Im Lehnrepertorium, gewissermaßen dem Grundstückskataster jener Zeit, gibt es eine Lücke bis 1790.

In den Herzoglich-Mecklenburg-Schwerinschen Staats-Kalendern finden sich ab 1779, dem Jahr der erstmaligen Aufzählung der einzelnen Besitzer, auch die von Pieverstorf und zwar für die Jahre 1779 bis 1782 Kammerjunker Ludewig von Kampz und 1783 bis 1790 Hans Siegmund Christoph von Oertzen.

1790 kaufte Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz das Gut Pieverstorf für seinen Bruder Ernst Gottlob Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, der es bis 1802 behielt. Ernst wurde am 27. August 1742 in Mirow geboren und starb am 27. Januar 1814 in Neustrelitz. Über ihn existiert in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia eine Seite.³

¹ Namen und folgende Daten siehe LAMV, Bestand 2.12-4/2, Lehnrepertorium Pa-Pi, 13121 ff.

² Siehe zu diesem https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Georg_von_Holstein [letzter Zugriff: 3.11.2025].

³ Siehe unter: https://en.wikipedia.org/wiki/Duke_Ernest_Gottlob_of_Mecklenburg [letzter Zugriff: 3.11.2025].

Gebäuden gerahmt wird. An den Ausfallwegen nach Hartwigshof/Klein Vielen und Mühlensee/Ankershagen sieht man weitere vier Gebäude, vermutlich für Landarbeiterfamilien.

In jener Zeit gab es nur ein schlichtes Gutshaus ohne die später angebaute turmähnliche Ergänzung. Neben dem Gutshaus ist ein für diese Zeit typischer barockähnlich gestalteter (Nutz-)Garten zu sehen, dessen markantes Merkmal geometrische Formen waren. Vor dem Gutshaus und dem barockähnlichen Garten erstreckte sich ein parkähnlich gestaltetes Gelände. Im oberen Teil ist ein kleines Gebäude zu entdecken, vielleicht ein Teehaus? Im unteren Teil ist der Schriftzug „auf den Colour“ zu lesen, eine bis heute nicht geklärte



Ausschnitt aus der preußischen Landesaufnahme von 1882, herausgegeben 1884, Messtischblatt Nr. 1139 Kratzeburg. Quelle: geoportal M-V.

Bezeichnung der in den Dambecker See ragenden Landzunge.

Etwas mehr als einhundert Jahre später zeigt das Messtischblatt von 1884 den Gutshof, der immer noch von sechs Gebäuden gerahmt wird, allerdings in geänderter Anordnung. Der Gutshof wirkt nicht mehr geschlossen, weil die Zuwegung nun direkt zur Dorfstraße führt, an der aufgereiht auf der einen Seite vier oder fünf, auf der anderen zwei Gutsarbeiterhäuser stehen. Nun gibt es den bis heute bestehenden Friedhof. Die Kapelle auf dem Friedhof, deren Bild das Titelblatt

dieser Dorfzeitung ziert, wurde 1856 für die damalige Gutsbesitzerfamilie Rohlack errichtet. Eine kaum noch lesbare Inschrift über der Eingangstür zeugt davon bis heute: „Begräbnis-Kapelle für C. F. Rohlack und Familie 1. Corinther/Vers 53 bis 57 Erbaut 1856“.

Auf dem Messtischblatt ist auch erkennbar, dass die Zuwegung zum Gutshaus in einer Allee und Teile der Gutshofseiten aus Baumreihen bestehen. Auch der Friedhof wird durch Bäume und wohl auch schon durch eine Feldsteinmauer eingefasst.

Vor dem Gutshaus, das mittlerweile, wenn man genau hinsieht, durch einen Anbau ergänzt wurde, ist ein Rondell zu sehen, auf das die Zuwegung von der Dorfstraße direkt zugeht und das vielleicht mit Rosen oder Ziersträuchern bepflanzt war, auch dies eine „Mode“, die es bis heute an vielen Gutshäusern in Mecklenburg zu sehen gibt.

Wie das Gutshaus und seine Umgebung in den 1870er Jahren des 19. Jahrhunderts aussahen, zeigen Fotos, die freundlicherweise vom Landeshauptarchiv Mecklenburg-Vorpommern in Schwerin zur Verfügung gestellt wurden. Sie entstammen einer bemerkenswerten Fotosammlung des Verlags A. Mencke & Co. aus Wandsbek bei Hamburg, die

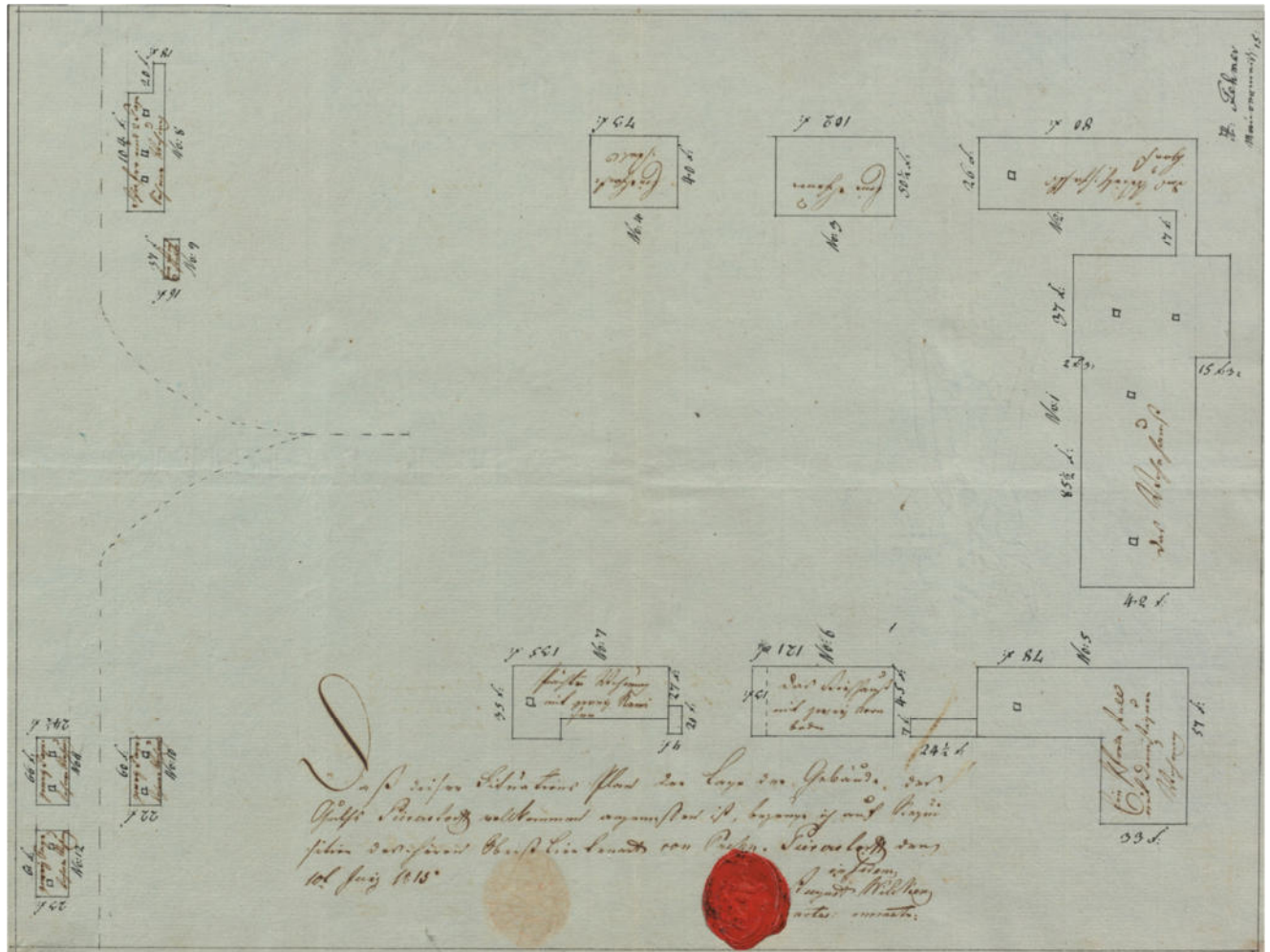


Das Gutshaus Pieverstorf in den 1870er Jahren. Quelle: LAMV 13.3-1, Nr 771.

heute dem Landeshauptarchiv in Schwerin gehört. Sie beinhaltet mehrere Hundert Aufnahmen von Schlössern, Parkanlagen und vor allem Herren- bzw. Gutshäusern in Mecklenburg. Die Geschichte der Sammlung kann auf der Internetseite des Landeshauptarchivs nachvollzogen werden.

Wann das Gutshaus den höchst modern und nahezu städtisch anmutenden turmähnlichen Anbau erhielt und zudem ein Wirtschaftshaus, das mit dem Gutshaus durch einen gemauerten Gang verbunden war, ist unklar. Vielleicht ist er unter der Ägide des Prinzen Ernst von Mecklenburg entstanden, der seinen Gästen möglicherweise ein großzügiges und herrschaftliches Ambiente bieten wollte.

Aus einem Situationsplan, der im Landeshauptarchiv in Schwerin in Akten der Ritterschaftlichen Brandversicherungsgesellschaft erhalten blieb, geht hervor, dass er zumindest 1815 bereits vorhanden war. Dieser Plan wurde im Auftrag des damaligen Gutsbesitzers Oberst-Lieutenant E. von Preen erstellt. Gezeichnet wurde er von einem H. Fehmer und am 10. Juni 1815 von einem Notar namens August Wilcken bezeugt. Zumindest aber beweist der Plan, dass die neuen Gebäude damals bereits vorhanden waren. Auf dem Situationsplan sind sie am rechten Rand zu sehen. Möglicherweise hatte von Preen das Gut in dem Jahr oder kurz zuvor übernommen und musste seine Gebäude nun versichern. Ein weiterer Situationsplan, der im Zusammenhang mit Brandversicherungsangelegenheiten angelegt wurde, datiert aus dem Jahr 1849, bezeugt von einem Notar August Wiggers. Damals war ein Ernst von Meynen Gutsbesitzer von Pieverstorf. Auf diesem Plan ist in der rechten Bildmitte das Rondell vor dem Gutshaus zu sehen und in der linken Bildmitte auch, dass es nun eine Allee als Zuwegung gab.



Situationsplan Gutshaus und Gutshof Pieverstorf 1815. Quelle: LAMV, 3.2-4, Ritterschaftliche Brandversicherungsgesellschaft, Pieverstorf, Nr. 874, 1815–1874.

1944 brannte das Pieverstorfer Gutshaus ab, nach mündlicher Überlieferung, weil jemand vergessen hatte, ein heißes Bügeleisen sicher abzustellen. Nach dem Brand blieb nur der Nordflügel erhalten.

Von einigen der Gutsbesitzer von Pieverstorf gibt es etwas ausführlichere Lebensdaten, die sich u. a. in Kirchenbüchern fanden. Sie sollen hier genannt werden:

Georg und Wilhelm von Lücken

1823 erwarb ein Oberforstmeister Georg Wilhelm von Lücken das Gut. Er wurde am 27. Januar 1757 in Massow geboren. Er heiratete am 9. Oktober 1792 in Altendorf Benedikta Katharina von Levetzow, geboren am 27. Januar 1765 in Massow. Sie starb am 16. April 1833 in Grabenitz, wo ihr Mann offenbar eine Stelle als Forstmeister innehatte. Georg Wilhelm von Lücken starb am 15. Januar 1846 in Waren und wurde einige Tage später in der Familiengruft auf dem Friedhof Poppentin beigesetzt.

Der Sohn des Ehepaars, Wilhelm Friedrich August von Lücken, wurde am 12. Dezember 1799 in Grabenitz geboren. 1831 wurde er Besitzer von Pieverstorf, jedoch nur bis 1834. Verheiratet war er mit Caroline Sophie Franziska von Arnim, geboren am 3. Oktober

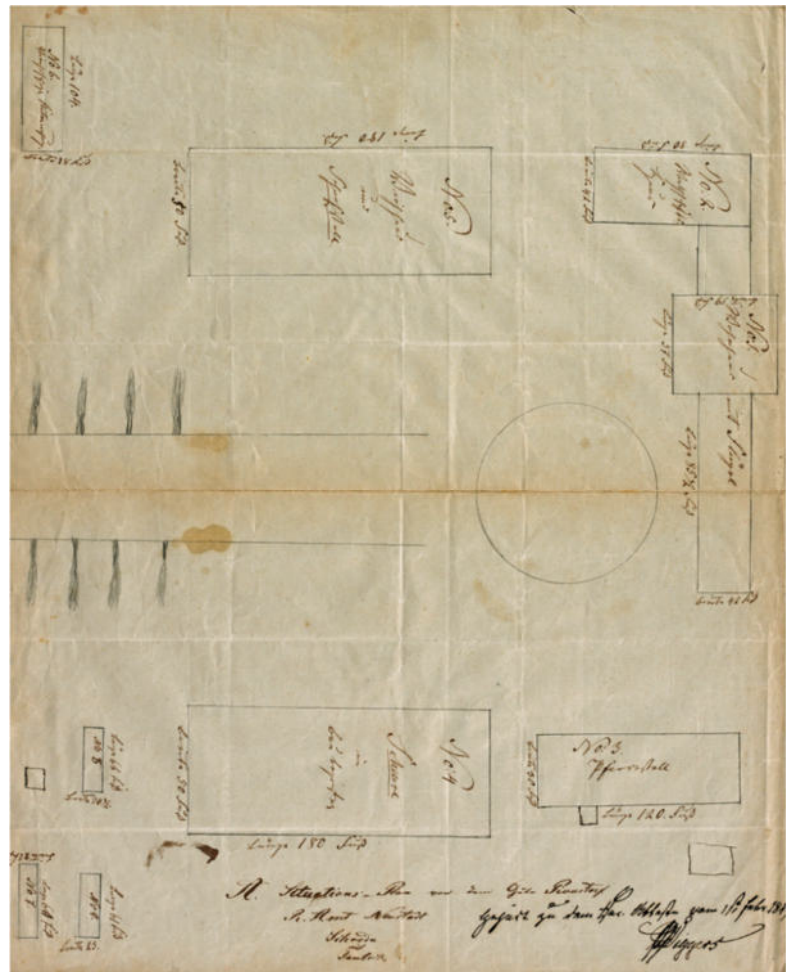
1801 in Lütkendorf, ihre Mutter war eine geborene von Blücher – welch adlige Verbindungen dieser Familie. Mit Caroline hatte Wilhelm Friedrich zwei Kinder. Er starb am 3. August 1866 in Berlin, sie am 14. Januar 1876 in Bad Doberan.

Ludwig Bogislav Held

Von 1835 bis 1847 besaß Ludwig Bogislav Held Pieverstorf. Er wurde am 20. Juli 1765 in Malchin geboren. Seine Eltern hießen Ernst Gustav und Magdalena (Lene), geb. Behm. Ludwig heiratete am 23. Mai 1794 in Groß Menthling Johanna Maria Franck(e), die am 11. März 1779 in Rostock geboren wurde. Das Ehepaar hatte 11 Kinder, darunter sieben Söhne und vier Töchter. Vier Kinder starben vor dem Tod ihres Vaters. Er schied am 1. April 1847 aus dem Leben. Für ihn wurde auf dem Friedhof in Pieverstorf eine Grablege gebaut, die noch heute existiert. Sie wird von einem schmiedeeisernen Zaun umrahmt, in den eine ebenfalls schmiedeeiserne Tafel integriert ist, auf der sein Name noch zu erahnen ist.

Carl Friedrich Ernst Rohlack

Er wurde am 28. Februar 1808 in Friedland als Sohn des Stadtjägers Carl Rohlack und dessen Frau Marie geb. Schulz geboren und wuchs auch dort auf. Er besaß das Gut Pieverstorf von 1853 bis 1879. Er heiratete am 25. August 1849 Wilhelmina (oder Marie), geb. Bauer, mit der er zwei Kinder hatte. Seine Frau starb in Pieverstorf und wurde dort begraben. Carl Rohlack verzog als „Rentier“ nach Rostock



Situationsplan Gutshaus und Gutshof Pieverstorf 1849. Quelle: LAMV, 3.2-4, Ritterschaftliche Brandversicherungsgesellschaft, Pieverstorf, Nr. 874, 1815–1874.



Gedenktafel für Ludwig Bogislav Held an der eisernen Grabumzäunung. Foto: Hermann Behrens.

und starb dort am 12. Juli 1879 in Rostock. Er wurde am 16. Juli 1879 in Pieverstorf bestattet.

Otto Heinrich Wilhelm Theodor Glantz

Er wurde am 29. September 1854 in Zierzow an der Müritz als Sohn des dortigen Gutsbesitzerehepaares Carl Ludwig Theodor und Luise Wilhelmine Glantz, geb. Facklam geboren. Otto heiratete am 17. Mai 1887 in Sietow, dem Nachbarort von Zierzow, Marie Elisabeth Schulz, geb. am 27. Januar 1868 in Levkendorf bei Laage. Otto Glantz wurde als Nachfolger seines Vaters Gutsbesitzer in Zierzow und blieb es bis zu seinem Tod am 12. April 1927. 1887/1888 war er darüber hinaus Gutsbesitzer von Pieverstorf. Das Familiengrab befindet sich auf dem Friedhof von Sietow.

Carl Heinrich Alexander Friedrich Camillo Eberhard James John von Rocheid

Von 1888 bis 1896 besaß von Rocheid das Gut. Er wurde am 30. Oktober 1853 in Weimar geboren und starb am 9. August 1908 in Groß Lukow.



Gutshaus Pieverstorf in den 1870er Jahren mit einigen Wirtschaftsgebäuden und der noch vorhandenen Schmiede von einem Hügel am Ufer des Dambecker Sees gesehen. Man sieht einen parkähnlich gestalteten Dorfrand, ein noch baumfreies Ufer des Sees und im Hintergrund baum- und strauchfreie Hügel wegen noch vorherrschender landwirtschaftlicher Nutzung. Quelle: LAMV 13.3-1, Nr. 771.

Bankdirektor Curt Honrichs-Hundrich, ab 1903 Curt von Honrichs

Er besaß das Gut von 1896 bis 1914. Zu seinen Lebensdaten siehe den folgenden Aufsatz in diesem Heft der „Dorfzeitung“.

Paul Theodor Eduard von Gontard

Von Honrichs verkaufte das Gut wahrscheinlich schon 1914 an Paul von Gontard, einen Ingenieur und Industrie-Manager. Dieser wurde am 4. November 1868 in Wesel geboren und starb am 21. Dezember 1941 in St. Louis, Missouri, USA. Von 1905 bis 1928 wirkte er als Generaldirektor der „Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG“. Nach dem Ersten Weltkrieg produzierte die Fabrik zivile Güter und trug ab 1923 die Bezeichnung „Berlin-Karlsruher Industrie-Werke“. Von Gontard war Mitglied zahlreicher Aufsichtsräte.

Von Gontard heiratete am 16. Dezember 1895 in St. Louis Clara Busch (1876–1959), die Tochter des Brauereibesitzers Adolphus Busch (1839–1913), Gründer (1870) der Brauerei-Dynastie Anheuser-Busch. 1939 siedelte er in die USA über.⁴



Paul und Clara von Gontard (Zeichnung im St. Louis Post-Dispatch, 17. Dezember 1895). Quelle: ancestry.de [letzter Zugriff: 5.11.2025].

Robert (und Ruth) Henschel

Es gibt nicht nur die Fotos vom Gutshaus Pieverstorf, die das Landeshauptarchiv besitzt. Wundersamerweise blieb auch ein Fotoalbum erhalten, mit Fotos aus der Zeit zwischen 1927 und 1935, die Eindrücke vom 1944 abgebrannten Gutshaus, dem Gutspark, von einem Teil des Dorfes und auch von Teilen des Dambecker Sees und seiner Umgebung vermitteln. Wohl jeder Pieverstorfer kennt einzelne Fotos aus diesem Album. Angelegt wurde es nach mündlicher Überlieferung von Ruth Henschel, der Frau des damaligen Gutsbesitzers Robert Henschel, der das Gut Pieverstorf von 1927 bis 1937 besaß.

Um wen handelte es sich bei diesem Gutsbesitzer-Ehepaar?

Robert Henschel entstammte der Familie der Kasseler Großindustriellen-Familie Henschel⁵. Er war der zweitälteste Sohn aus erster Ehe von Karl Henschel (1873–1924) und

⁴ Weitere Informationen zur Person siehe bei Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_von_Gontard [letzter Zugriff: 5.11.2025].

⁵ Zur Firma Henschel vgl. kritisch u. a. Scheibinger 2012, Nautz (Hrsg.) 2012 und Lacher 2018. In den Büchern wird auch auf die Rolle der Henschel-Werke im deutschen Faschismus 1933–1945 eingegangen, u. a. mit Darstellungen, wie die Henschel-Werke von der Ausbeutung von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen sowie von der „Arisierung“ jüdischen Vermögens profitierten. 1931 und 1935 erschienen Selbstdarstellungen der Henschel-Werke, 1931 eine voluminöse, 659 Seiten zählende Darstellung der Familiengeschichte der Henschels samt ausführlicher, teilweise in die 16. Generation zurückreichender „Ahnentafeln“ (Kieckebusch 1931). Dieses Werk wurde vom damaligen Leiter der Firma,



Dr. jur. Robert Henschel und Ruth Henschel. Foto mit eigenhändiger Unterschrift aus Kiekebusch 1931: vor S. 285.

dessen Frau Wilhelmine (1878–1959), die 1898 geheiratet hatten. Das Ehepaar trennte sich 1906, Karl Henschel heiratete 1909 erneut. Seine Frau Julie, geborene von Scheffer (1885–1963), die zwei Söhne und eine Tochter gebar, leitete nach dem Tod ihres Mannes (1924) zeitweise die Firma, bevor Karl Henschels erstgeborener Sohn Oskar (1899–1982) aus erster Ehe das Erbe antrat.

Karl Henschels zweiter Sohn Robert wurde am 19. Juni 1900 geboren. Nach dem Ende der Schulausbildung 1921 studierte er Jura in Freiburg im Breisgau, Berlin und Göttingen. Dort promovierte er 1924. „Nach halbjähriger informatorischer Beschäftigung an der Diskonto-Gesellschaft in Berlin widmete er sich dem landwirtschaftlichen Studium, hörte Vorlesungen an der Berliner Hochschule und lernte kurze Zeit praktisch auf dem Rittergut Schwebda bei seinem Vetter Rudolf v. Keudell“ (Kiekebusch 1931: 286).

Er heiratete am 29. August 1924 in Kassel *Ruth Minna Margaretha von Gontard*, deren Vater der Direktor der Henschel & Sohn AG, Hans von Gontard, war (1870–1955, Biografie bei Lerner 1964: 642 f. und Ronsdorf 1940: 170). Ruth wurde am 13. Dezember 1903 in Kassel geboren. Ruth hatte in Kassel die Kuratoriumsschule und die Studienanstalt besucht, die sie mit der Primareife verließ. Laut der Internet-Plattform „World History – Personen der Weltgeschichte“ handelte es sich bei den von Gontards um ein altfranzösisches Adelsgeschlecht aus der Dauphine, das im Zuge von Religionsstreitigkeiten 1685 von Grenoble nach Deutschland kam. 1767 wurde die Familie in den Reichsadelstand erhoben (worldhistory.de, letzter Zugriff: 2.11.2025).

„Am 1. April 1927 erwarb Robert das Rittergut Pieverstorf bei Neustrelitz“ (Kiekebusch 1931: 286), wo er

mit seiner Familie dann einige Jahre lebte. Robert Henschel war Mitglied des Aufsichtsrats der Henschel & Sohn A. G und dessen stellvertretender Vorsitzender.

Dass es zumindest weitläufige verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Ruth von Gontard und dem vorherigen Pieverstorfer Gutsbesitzer Paul von Gontard gab, ist angesichts der Geschichte der Gontard-Familien wahrscheinlich („Ahnentafeln“ siehe bei Kiekebusch 1931). Laut Lerner (1964: 643) gehörte Paul von Gontard der „preußischen Linie“ der von Gontards an. Welchen Hintergrund der Übergang Pieverstorfs auf Robert Henschel hatte und wie er ablief, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Oskar Henschel, in Auftrag gegeben. 1935 folgte anlässlich des 125-jährigen Firmenjubiläums „125 Jahre Henschel. 1810–1935“. Verfasser war Kurt Ewald.

Die Umgründung von Henschel

Aktienkapital 45 Mill. R.-M. — Einbeziehung aller Henschel-Beteiligungen

dl. Kassel, 19. Dezember.

Am 19. Dezember wurde in Kassel die Gründung der Henschel u. Sohn A.-G. durchgeführt. Das Aktienkapital der neuen A.-G. beträgt 45 Mill. R.-M. bei 4,4 Mill. R.-M. gesetzlichen Rücklagen. Die neue A.-G. hat das Vermögen der Henschel u. Sohn G. m. b. H. in Kassel mit allen Aktiven und Passiven übernommen. Dafür hat die Henschel u. Sohn G. m. b. H., die unter der Firma Henschel-Verwaltung G. m. b. H. in Kassel weitergeführt wird, sämtliche Aktien erhalten.

Zum Vermögen der Henschel u. Sohn A.-G. gehören die gesamten Werksanlagen in Kassel und Vororten, in denen die Herstellung von Lokomotiven aller Art, Lastkraftwagen, Omnibusse und Strassenmaschinen betrieben wird, ferner das Hochofen- und Stahl- und Walzwerk Heinrichshütte in Hattingen a. Ruhr mit einer Rohstahlerzeugung von 300 000 t im Jahre. Unter den der neuen Henschel u. Sohn A.-G. in Kassel gehörenden Beteiligungen befindet sich vor allem ein Betrag von 27 Mill. R.-M. Aktien der Essener Steinkohlen-Bergwerks-A.-G., Essen, ferner die Beteiligung an der Frankfurter Maschinenbau-A.-G., der Gebrüder Lutz A.-G., Darmstadt, u. a.

Der neue Aufsichtsrat setzt sich wie folgt zusammen: Fabrikant Oskar Henschel-Kassel, Vorsitzender, Bankdirektor Dr. Werner Kehl (Deutsche Bank, Berlin), stellvertretender Vorsitzender, Justizrat Dr. Otto Bartels-Kassel, Diplom-Ingenieur Hans von Gontard-Kassel, Dr. Robert Henschel, Pieverstorf, Bankier Dr. Karl L. Maffei-Kassel, Dr. jr. Salomonsohn, Geschäftsinhaber der Disconto in Berlin, und Generaldirektor Ernst Tengelmann von der Essener Steinkohlen-Bergwerks-A.-G. Der Vorstand setzt sich aus Dr.-Ing. Carl Canaris-Kassel als Vorsitzendem, Dr. jr. Ernst Maffei-Kassel, Dr.-Ing. Richard Fichtner-Kassel und Diplom-Ingenieur Imfeld-Kassel zusammen.

Formell wurde die Gründung so durchgeführt, dass das Aktienkapital der A.-G. Braunkohlenwerke Möncheberg bei Ihringshausen, das 1 Mill. R.-M. beträgt und im Besitze der Henschel u. Sohn G. m. b. H. ist, um 44 Mill. R.-M. erhöht wurde, und zwar mit Wirkung vom 1. Januar 1929 ab. Die zur Durchführung der beabsichtigten Verschmelzung mit der J. A. Maffei A.-G. in München erforderliche Kapitalerhöhung soll Anfang des nächsten Jahres durchgeführt werden.

Gründung der Henschel & Sohn A. G. 1928. Henschel-Aufsichtsratsmitglied Robert Henschel wird mit seinem Wohnsitz in Pieverstorf genannt (siehe Markierung). Quelle: Handel und Wirtschaft. Beilage zu Hannoverscher Kurier. Zeitung für Norddeutschland. Donnerstag, 20. Dezember 1928.

Von etwa 1928 bis etwa 1933 taucht Pieverstorf als Erstwohnsitz des Ehepaars bzw. von Robert Henschel auf, z. B. in verschiedenen Jahrgängen eines „Adreßbuchs der Direktoren und Aufsichtsräte“ eines Berliner Verlages. Und Robert nennt noch 1933 in einem Geschäftsbericht der Henschel & Sohn A. G. Pieverstorf als seinen Wohnsitz. Bis zur Übersiedlung nach Pieverstorf lebten die Eheleute in Berlin-Dahlem, Thielallee 8-10.

Aus Roberts und Ruths Ehe ging ein Sohn hervor, Hans Carl Robert Henschel, geboren am 24. August 1925 in Berlin-Dahlem. Er wurde im Zweiten Weltkrieg noch zum Kriegsdienst eingezogen und fiel, als der vom faschistischen Deutschen Reich entfesselte Eroberungs- und Vernichtungskrieg auf den Urheber zurückfiel, am 25. September 1944 in Düsseldorf als 19-jähriger „Kanonier“.

Die Ehe von Ruth und Robert Henschel war allerdings bereits zuvor gescheitert. Das Paar wurde am 16. September 1935 rechtskräftig geschieden. Ob es der Ehemann war, der zuerst neue Wege ging oder die Ehefrau, ist nicht bekannt.

Robert Henschel nannte nach 1933 wieder seine Wohnung in Berlin als Hauptwohnsitz, wie aus den Adressbüchern der Direktoren und Aufsichtsräte hervorging. Er verkaufte das Gut schließlich 1937 an Hermann Voss. Er blieb Aufsichtsratsmitglied von Henschel & Sohn und dies bis 1945.

Ruth Henschel ging 1936 eine zweite Ehe ein. Am 3. April 1936 heiratete sie in Kassel Fritz Helmuth Gustav Wilhelm Hans von Oertzen, den damaligen Gutsbesitzer von Kittendorf. Dass die Heirat in Kassel stattfand, könnte auf ein Einvernehmen zwischen den geschiedenen Ehepartnern Robert und Ruth Henschel deuten.

Fritz von Oertzen wurde am 13.11.1898 in Mirow geboren und hatte das Gut Kittendorf 1926 nach dem Tod seines Vaters Gustav übernommen. Seine Mutter Wanda war eine geborene von Schwerin. Das Ehepaar hatte drei Kinder: Carl Friedrich Gustav Hans von

Oertzen (geboren am 25. Dezember 1936 in Neubrandenburg), Ruth Maria von Oertzen (geboren am 30. März 1939 in Berlin) und einen zweiten Sohn, Sven Georg Ludwig, geboren am 28. Februar 1944. Sven verstarb nur wenig später, am 2. April 1944, in Bad Doberan in der dortigen Kinderklinik.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, im April 1945, floh der Kittendorfer Gutsbesitzer Fritz von Oertzen mit seiner Mutter, seiner Frau Ruth und den Kindern nach Schwarzenbek bei Mölln. Später zog die Familie nach Hamburg.

Laut der Internetseite worldhistory.de scheiterte auch diese Ehe. Sie wurde demnach am 24. April 1957 geschieden. Das Genealogieportal ancestry.de enthält über eine Scheidung allerdings keinen Eintrag.

Beide verstarben in Hamburg, Fritz von Oertzen am 13. August 1965 und Ruth von Oertzen am 7. Februar 1989.

Hermann Voss

Nach Robert Henschel war Hermann Voss der letzte Gutsbesitzer in Pieverstorf. Von ihm fanden sich keine Lebensdaten. Er wurde 1945 im Zuge der Bodenreform enteignet und das Land an 20 Neubauern vergeben, die später ihre Flächen mit Größen zwischen sechs und 13 Hektar in die 1952 gegründete Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft einbrachten. Unter den Neubauern finden sich die Namen Heldt, Hoffmann, Hamann, Dudel, Winterberg, Schult, Pietschmann, Dreier, Kreische, Metzko, Proß, Taschke, Vaegler und Krüger.

Das Ortsbild und die Landschaft um Pieverstorf erlebten im 20. Jahrhundert einen starken Wandel. Die einst baum- und strauchlosen Ufer des Dambecker Sees sind zugewachsen, Teile des Sees verlanden. Schilf bedeckt die Seeflächen des ehemaligen „Hafens“.

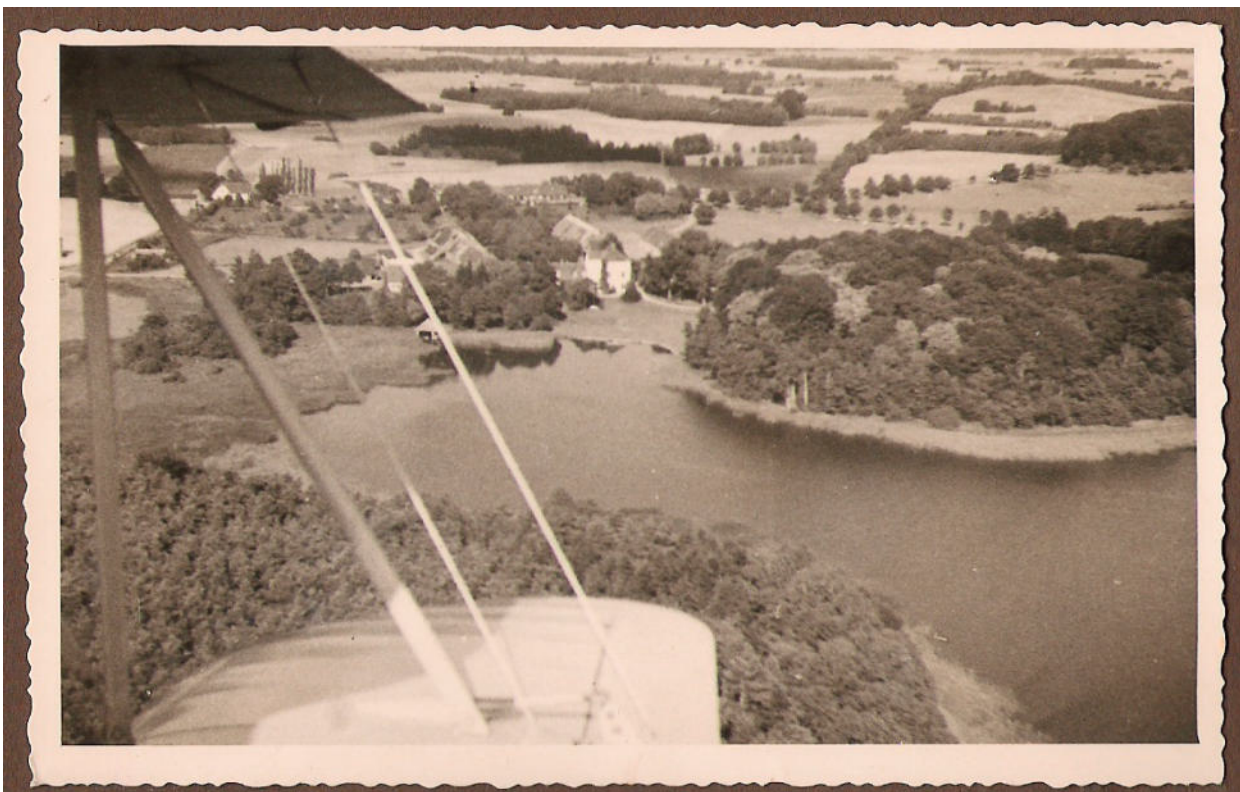
Die großen Scheunen auf dem Gutshof wurden abgerissen. Die Schmiede, die auf dem historischen Foto aus den 1870er Jahren und auf einem der beiden Luftbilder aus dem Henschel-Fotoalbum erkennbar ist, wurde irgendwann zur Ruine und nach 1990 abgeräumt.

Von dem Rondell ist heute nichts mehr zu sehen. Dagegen sind die von einer Feldsteinmauer gerahmte Zuwegung aus Findlingspflaster und Reste der Allee noch vorhanden. Sie werden begleitet von in den Jahrzehnten neu errichteten Gebäuden und führen zu einem Wohnhaus, das nach 1945 teilweise auf dem alten Grundriss des Gutshauses unter Nutzung einiger Wandreste neu errichtet wurde. Die Feldsteinmauer wurde um 2002 saniert. Auch die alten Torpfeiler, die einst den Übergang zum engeren Gutshofbereich markierten und einige im Ort erhaltene Feldsteinbauten erinnern an die alte Dorfstruktur. Die Kapelle, die von den Pieverstorfern als Feierhalle bei Beerdigungen genutzt wird, wurde 1996 grundlegend saniert. Auch die Feldsteinmauer um den Friedhof wurde neu aufgesetzt.

Insgesamt bietet Pieverstorf durch die vielen Erhaltungs- oder Rekonstruktionsmaßnahmen, die in den Jahren nach 1990 durchgeführt wurden, ein weitgehend harmonisches Ortsbild inmitten einer (noch) idyllischen, von bewegtem Relief geformten Landschaft.

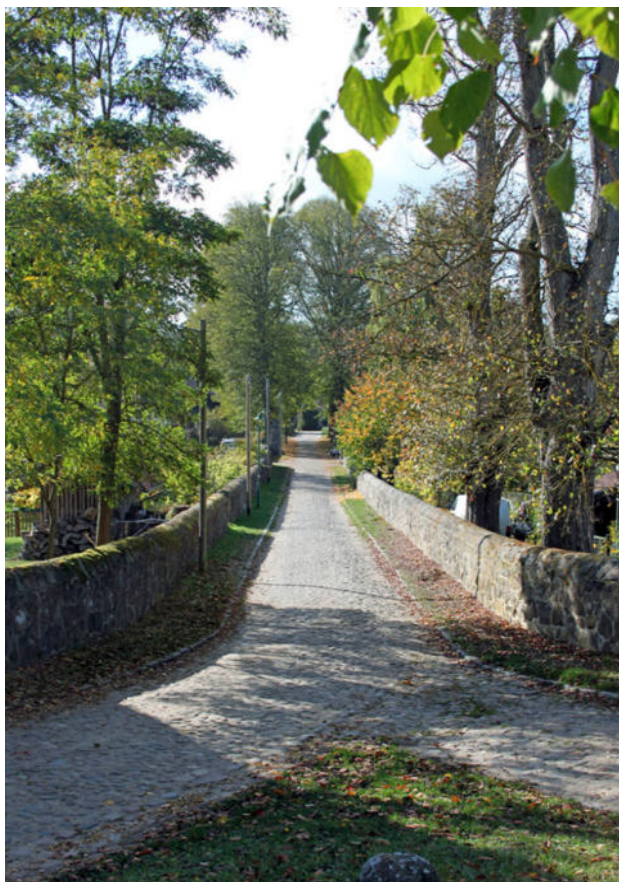


Pieverstorf aus der Luft. Aufnahme Anfang der 1930er Jahre. Auf dem Bild oben sind die Gebäude des Gutshofes mit den beiden großen Wirtschaftsgebäuden erkennbar. Auf dem Bild unten der „Hafen“ vor dem Gutshaus und die Landzunge mit dem Gutspark. Quelle: Fotoalbum Ruth Henschel.





Blick auf Pieverstorf (Collage) ca. 1933 (links) und 2023. Fotogrundlage linke Bildhälfte: Fotoalbum Ruth Henschel, rechte Bildhälfte: Hermann Behrens.



Kopfsteinpflasterweg mit Feldsteinmauereinfassung und Allee im Hintergrund 2025. Foto: H. Behrens.



Grabstein vom Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem Friedhof Pieverstorf. Foto: H. Behrens.

Tabelle 1: Besitzer des Gutes Pieverstorf 16. bis 20. Jahrhundert

1519-1730	Familie von Holstein, zuletzt Johann Georg von Holstein
1730-1734	Otto Ludwig von Haake (von Haak)
1734– ?	Lieutenant Jürgen Ernst von Oldenburg
1779–1782	Kammerherr Ludewig von Kampz
1782-1790	Hans Siegmund Christoph von Oertzen (auch Ankershagen)
1790-1802	Prinz Ernst Gottlob Albrecht zu Mecklenburg-Strelitz
1803-1807	Heinrich Carl von Lowtzow
1807-1810	Friedrich von Langen
1810-1813/16	Dr. J.C. Brandenburg für von Langens Creditoren
1813/16-1823	Oberst-Lieutenant E.von Preen
1823-1831	Oberforstmeister Georg Wilhelm von Lücken
1831-1835	Wilhelm Friedrich August von Lücken
1835-1847	Ludwig Bogislav Held
1847-1848	Gebrüder Held
1848-1853	Ernst von Meynen
1853-1879	Carl Friedrich Rohlack
1879-1887	Matthäus Warncke
1887-1888	Otto Glantz
1888-1896	Carl von Rocheid
1896-1914	Bankdirektor Curt Honrichs-Hundrich, späterer Name: Curt von Honrichs
1914-1927	Geh. Baurat Dr. Ing. Paul von Gontard
1927-1937	Dr. jur. Robert Henschel
1937-1945	Hermann Voss

Quellen

Archivalien

LAMV – Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern, 2.12-4/2, Lehnrepertorium Pa-Pi.

LAMV – Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern, 13.3-1, Nr 771 und Nr. 774 (Abb. Gutshaus Pieverstorf).

LAMV – Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern, 3.2-4, Nr. 874.

Literatur

Ewald, Kurt 1935: 125 Jahre Henschel. Hrsg. von der Henschel & Sohn AG Kassel. Kassel.

Henschel & Sohn A. G. (Hrsg.) 1933: Geschäftsbericht und Bilanz der Henschel & Sohn A. G. Kassel 1933.

Kiekebusch, Werner von 1931: Geschichte des kurhessischen Geschlechtes Henschel. Im Auftrage von Oskar R. Henschel/Kassel aus Urkunden und Familiennachrichten bearbeitet. Kassel.

Lacher, Michael 2018: Arbeit und Industrie in Kassel. Zur Industrie- und Sozialgeschichte von 1914 bis heute. Marburg.

Lerner, F. 1964: Gontard. In: Stolberg-Wernigerode, Otto zu: Neue deutsche Biographie. Bd. 6, Gaál-Grasmann. Berlin: 642 f.

Nautz, Jürgen (Hrsg.) 2012: Henschel und Kassel. Fallstudien zur Geschichte des Unternehmens und der Familie Henschel. [Schriften zur hessischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte 12]. Darmstadt.

Preußische Staatsbank (verschiedene Jahrgänge) 1928–1935: Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte. Hrsg. von Julius Mossner. Stichwort Henschel & Sohn Aktiengesellschaft. Jeweils Band II. Berlin.

Ronsdorf, C. F. 1940: Dipl. Ing. Hans von Gontard 70 Jahre. In: Der Henschelstern. Werkzeitschrift der Betriebsgemeinschaften der Henschel & Sohn G.m.b.H. Kassel und ihrer Tochtergesellschaften. Dezember 1940, Nr. 12. Kassel: 170.

Scheibinger, Mathias 2012: Die Lokomotivindustrie im Dritten Reich (1933–1945) am Beispiel der Wiener Lokomotivfabrik Floridsdorf (WLF). Diplomarbeit Universität Wien.

Internetquellen

Firmengeschichte Henschel & Sohn bei Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Henschel_%26_Sohn [letzter Zugriff: 5.11.2025].

Fritz von Oertzen (Fritz Helmuth Gustav Wilhelm Hans von Oertzen). World History, Personen der Weltgeschichte: <https://worldhistory.de/wnf/navbar/wnf.php?oid=15408&sid=> [letzter Zugriff: 2.11.2025].

Ruth von Gontard. World History, Personen der Weltgeschichte: <https://worldhistory.de/wnf/navbar/wnf.php?oid=15409&sid=> [letzter Zugriff: 2.11.2025].

Landschaft im Wandel...

(H. B.) Der Kuckucksberg von der B 193 am Ortsausgang Peckatel gesehen. Das Foto oben wurde von Armin Hilgenfeld im Frühjahr 1996 aufgenommen, das Foto unten von Behrens im Frühjahr 2022. Man sieht, dass der Kopfweidenschnitt nicht mehr praktiziert wurde, was auch auf andere Landschaftsteile in der Gemeinde zutrifft, etwa die imposante Weidenkulisse um die Wiese zwischen Klein Vielen und Hartwigsdorf.



Wie Curt von Honrichs zu seinem Adelstitel kam. Ein Blick in die Gutsgeschichte von Pieverstorf

Hermann Behrens

An der Hochschule Neubrandenburg gibt es das Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e. V. (IUGR), das in den vergangenen Jahren eine Internetseite zur Landschaftsgeschichte zwischen der Lieps und der Havelquelle aufgebaut hat. Dort wird auch auf die Eigentumsgeschichte in dieser Teilregion eingegangen, d. h. es werden – zum Teil seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – die Eigentümer, Besitzer oder Pächter der Güter, die es bis zur Bodenreform 1945 in den 19 Orten des betrachteten Raumes gab, genannt.¹

Diese Internetseite fiel dem vielseitigen Künstler Herbert W. H. Hundrich aus Pampin, einem Ortsteil der Gemeinde Ziegendorf im Landkreis Ludwigslust-Parchim, auf. Übrigens lohnt es sich, seine Internetseite zu besuchen, um einen Einblick in sein Schaffen zu bekommen (<https://hundrich.de/>).

Eines Tages meldete sich Herr Hundrich per E-Mail mit dem Hinweis, dass Vorfahren seiner Familie einst Gutsbesitzer in Pieverstorf waren und dass er Archivunterlagen aus dieser Zeit besitzt. Er suche nun nach einem interessierten und verlässlichen Archiv, dem er sie auf Dauer übergeben könne.

Nach einigem Kommunikations-Hin-und-Her trafen wir uns an der Hochschule in Neubrandenburg. Er war zusammen mit seiner Frau gekommen und sie hatten die Unterlagen mitgebracht. Diese erwiesen sich als außerordentlich spannend, spiegelten sie doch unter anderem den erfolgreichen Antrag des Bankdirektors Curt Honrichs-Hundrich auf Erhebung in den Adelsstand wider.

Curt Honrichs erfolgreicher Antrag auf Erhebung in den Adelsstand

Honrichs hatte das Pieverstorfer Gut 1896 gekauft. Teil seiner Bemühungen um Erhebung in den Adelsstand war, dass er den damaligen Landesarchivar der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft, Franz Heinrich Dunckelmann², beauftragte herauszufinden, ob es in den verschiedenen Zweigen der Familie adelige Vorfahren gab. Diese verschiedenen Zweige des Familien-Stammbaums führten Dunckelmann, der auch Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde sowie Mitglied des Heimatbundes Mecklenburg war, u. a. zu kirchlichen und weltlichen Archiven in Sachsen-Anhalt und insbesondere in Ostfriesland. Der Archivar richtete Hunderte von Anfragen an Pfarr- und Standesämter.

Dunckelmann fasste seine Nachforschungen in einem 38-seitigen Gutachten nebst einigen Anlagen zusammen, das er am 31. August 1900 abschloss. Darin wies er nach, dass in der langen Geschichte der Familien namens Honrichs, Hunrich oder Hondrich durchaus adelige Merkmale zu finden waren. So wird in Jever/Ostfriesland im Jahr 1800 zum

¹ Siehe hier: <https://www.hs-nb.de/iugr/landschaft-hat-geschichte/geschichtliche-entwicklung/standard-titel/>

² 1850–1915, Kurzbiografie von Dunckelmann in Grewolls 2011: 2311.

Beispiel ein Regierungsrat August Christoph Ferdinand von Honrichs genannt. Das auf Adelszugehörigkeit deutende Prädikat „von“ vor dem Namen verstand Dunckelmann dabei nicht unbedingt als Beweis. Seine historisch interessanten Gründe dafür erläutert er in seinem Gutachten:

„Das Prädikat von ist zwar für den Adelsstand nicht unbedingt beweisend, aber nach bisheriger allgemein verbreiteter Auffassung spricht die Vermuthung dafür, daß eine Familie dem Adelsstande angehört, die dieses Prädikat seit langen Zeiten geführt hat. Ob die in neuerer Zeit beliebte formell-kritische Richtung, wonach der Adel auch wenn er Jahrhunderte lang nicht bezweifelt worden doch noch bewiesen werden muß, berechtigt ist und von Bestand bleibt, ist fraglich. Denn sie hätte zum Resultat, daß je jünger ein Adel, er desto sicherer ist, weil er dann noch mit einem ganz neuen nicht anzuzweifelnden Diplom zu beweisen ist – während dagegen manche der ältesten adeligen Familien mit einem formellen Beweise schlimm dran wären. Nicht nur auf der fürstlichen Verleihung begründet sich der Adel, sondern ebenfalls auf der Zugehörigkeit zu den alten Geschlechtern, die durch Ritterlichkeit und Züchtigkeit sich über den anderen hervorthaten und eine höhere Klasse bildeten, die nun nach den verschiedenen Ländern ihre Vornehmheit und Abgeschlossenheit in verschiedener Weise kund gab“ (Dunckelmann 1900: 33).

Dunckelmann ging dann weiter auf die Frage ein, seit wann überhaupt das „von“ als Adelsbezeichnung üblich wurde und ob es sich auch in einer der Linien Honrichs-Hundrich-Hondrich fand.

„Als ein solches Abzeichen und Zeichen der Zugehörigkeit zur adeligen Klasse ist in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege der Gebrauch des von – das ursprünglich Abstammungs- und Besitz-Abzeichen war – in Norddeutschland aufgekommen. Dies zeigen u. a. die anliegenden Auszüge aus mecklenburgischen Contributions-Registern, die – um ein Beispiel zu geben – die in den Listen der betreffenden Jahre vorkommenden je ersten 50 interessieren, den Namen aus der Ritterschaft enthalten. 1619 finden wir das von nur dreimal, 1651 achtmal, 1673 25 Male, 1704 ist der Gebrauch fast durchgeführt und das Fehlen deutet bereits, wo es sich nicht um eine alte bekannte Familie handelt, bei der er bald steht, bald weggelassen wird, auf eine Nichtzugehörigkeit zu den adeligen Familien“ (ebd. 34 f.).

Dunckelmann wandte das Prädikat „von“ nun auf die untersuchte Familiengeschichte an und entdeckte, dass zum Beispiel in deren „Stückhauser Linie“ das „von“ ab 1705 nachweisbar war, und es kam auch in der ostfriesischen Linie der Honrichs von Wolfswarffen sowie in der anhaltinischen vor.



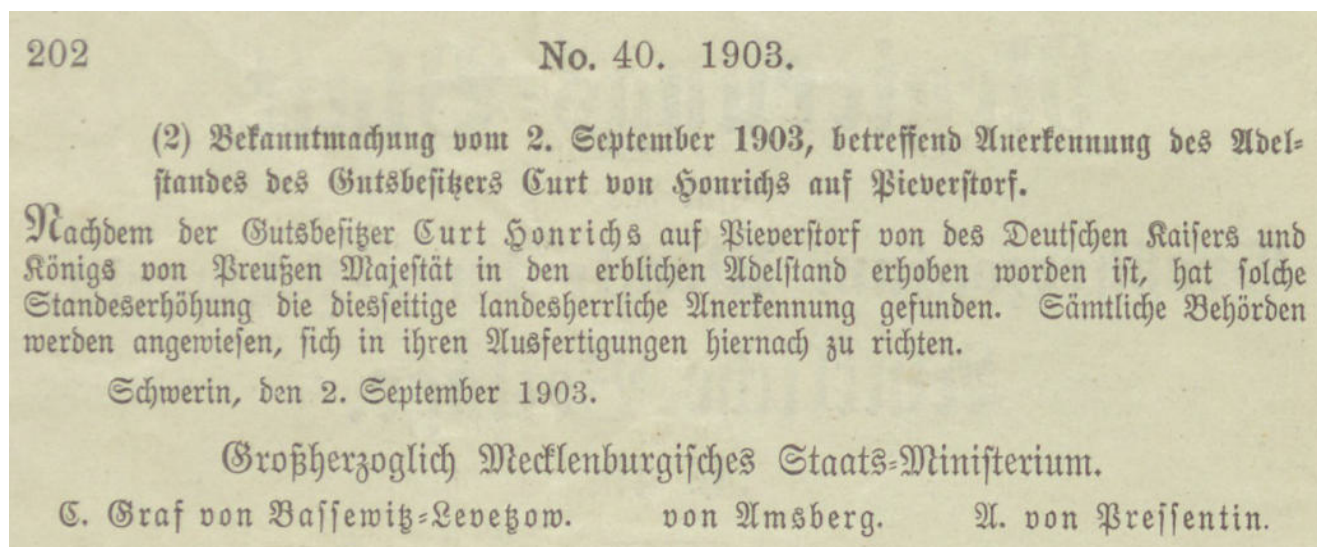
Curt von Honrichs 1903. Foto aus dem Nachlass Curt von Honrichs. Quelle: Archiv Herbert W. H. Hundrich.

Ein formeller Beweis für die Adelszugehörigkeit liege damit aber nicht vor: „Eine bestimmte Anerkennung des Adels der Familie Hunrich-Honrichs hat also zu keiner Zeit stattgefunden, noch weniger eine Erhebung in den Adelsstand, sondern es ist ihre Zugehörigkeit zu demselben als selbstverständlich angenommen“ (ebd. 36). Er verwies zur Bestätigung auf ein Adels-Lexikon, in dem die Honrichs oder Hunrichs als eines der ältesten Adelsgeschlechter Jevers genannt wurden.

Abschließend kommt er zu folgendem Urteil über den Adelscharakter der Familie:

„Überblicken wir nun die Geschichte derer, die sich seit 500 Jahren Hunrich, Honrichs oder Hundrich nannten, [...], so hat die überwiegende Anzahl derselben sich in angesehenen, zum Theil in hervorragenden und bedeutenden Stellungen befunden und der Gesamtcharakter der Familie ist immer ein ehrenhafter und ehrenwerther gewesen. Nur zu einer Zeit des allgemeinen Niedergangs nach den Verwüstungen des großen deutschen Kriegs [gemeint ist der Dreißigjährige Krieg, H. B.] war auch die Familie mit hinabgerissen worden, aber in kurzer Zeit erarbeitete sie sich – zum Theil auf den Boden des bürgerlichen Gewerbes gestellt – wieder zu Ansehen und Wohlhabenheit empor – und der Name Hundrich gilt noch heute in der Stadt Burg als einer der besten. Darum ist es ein erklärliches, ein wohlberechtigtes Interesse der jetzigen Mitglieder der Familie, daß sie bestrebt sind, den Zusammenhang mit der alten ehrenhaften Vergangenheit wieder zu knüpfen, nicht allein sich selber solcher Vergangenheit der Familie zu erfreuen, sondern auch das Andenken an sie stets neu zu beleben durch Aufrechterhaltung des alten Namens und Geschlechts, das sonst bald den erloschenen beigezählt werden müßte“ (ebd. 37 f.).

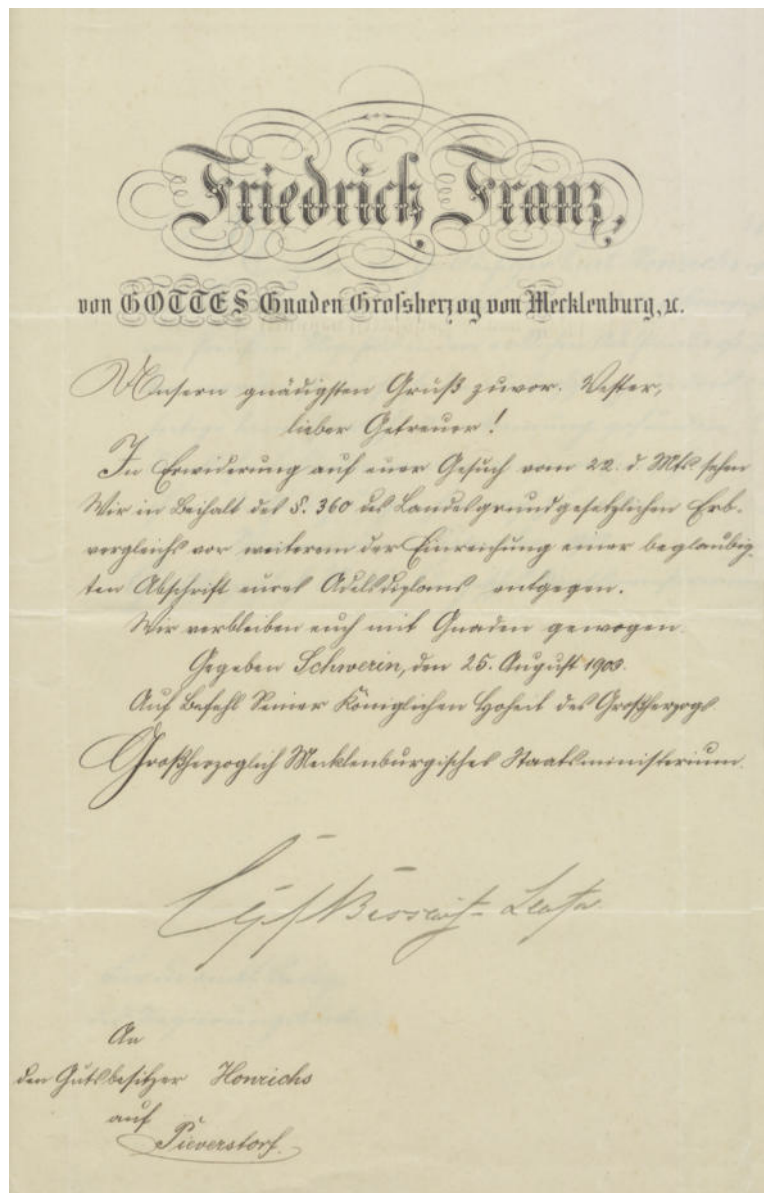
Dieses Gutachten ging nun wahrscheinlich an den damaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz IV, verbunden mit einem Antrag auf Erhebung in den Adelsstand.³



Regierungs-Blatt für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Amtliche Beilage No. 40 vom 10. September 1903, S. 202: Bekanntmachung vom 2. September 1903, betreffend Anerkennung des Adelsstandes des Gutsbesizers Curt von Honrichs auf Pieverstorf.

³ LAMV, 5.2-1 Großherzogliches Kabinett III/Großherzogliches Sekretariat, Sign. 921, Gesuch des Gutsbesizers C. Honrichs-Hundrich in Pieverstorf um Erhebung in den Adelsstand. – Leider war es aufgrund des im August 2025 begonnenen Umzugs des Landeshauptarchivs noch nicht möglich, diese Archivalie zu bekommen, um den genauen Wortlaut des Antrags zu ermitteln.

1903 wurde Curt Honrichs tatsächlich in den Adelsstand erhoben und konnte sich nun von Honrichs nennen. Dazu erhielt er mit Datum vom 27. August 1903 aus dem Hause des Großherzogs ein Bestätigungsschreiben, in dem erwähnt ist, dass es der Kaiser Wilhelm II. war, der Honrichs in den Adelsstand erhob: „Nachdem der Gutsbesitzer Curt Honrichs auf Pieverstorf von des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen Majestät in den erblichen Adelsstand erhoben worden ist, hat solche Standeserhöhung die diesseitige landesherrliche Anerkennung gefunden. Sämtliche Behörden werden angewiesen, sich in ihren Ausfertigungen hiernach zu richten“⁴. Eine gleichlautende Bekanntmachung erschien in der Amtlichen Beilage zum Regierungs-Blatt für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin (No. 40 (1903): 202). Und auch Friedrich Franz schickte ein Anerkennungsschreiben.



Curt von Honrichs stiftet aus Dankbarkeit für die Rekonstruktion der Saalburg bei Homburg

Curt von Honrichs zeigte sich dafür außerordentlich dankbar. In den Unterlagen, die Herbert W. H. Hundrich zu unserem Treffen an der Hochschule Neubrandenburg mitbrachte, findet sich eine Sammlung von Briefen, Zeitungsausschnitten und Fotos, die belegen, dass Curt von Honrichs eine große Geldsumme für den Wiederaufbau der Saalburg bei Homburg, heute Kastell Saalburg genannt, stiftete, einer Wehrburg mit Befestigungsanlagen, die im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung errichtet wurde und Teil des römischen Limes war. Curt von Honrichs stellte

Anerkennungsschreiben Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin betr. Erhebung in den Adelsstand. Nachlass Curt von Honrichs. Quelle: Archiv Herbert W. H. Hundrich.

Text: Unseren gnädigsten Gruß zuvor, bester lieber Getreuer! In Erwiderung auf euer Gesuch vom 22. d. Mts. sehen Wir in Beihalt des § 360 des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs vor weiterem der Einreichung einer beglaubigten Abschrift eures Adelsdiploms entgegen.

Wir verbleiben euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Schwerin, den 25. August 1903

Auf Befehl seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs
Großherzoglich Mecklenburgisches Staatsministerium

⁴ Schreiben an den Gutsbesitzer Honrichs/Pieverstorf vom 27.8.1903, Nachlass Honrichs.

mindestens 25.000 Mark zur Verfügung, die einem heutigen Wert von etwa 200.000 Euro entsprechen. Er galt dadurch als Stifter des Wiederaufbaus der Porta praetoria der Saalburg. Der Kaiser, der ihm ein Dankschreiben schickte, bestätigte ihm das dadurch, dass er dort im Mai 1905 die Anbringung einer entsprechenden Inschrift genehmigte.

Um die Bedeutung der Unterlagen zu verstehen, die Herbert W. H. Hundrich mitgebracht hatte, sei hier ein längerer Abschnitt aus dem Wikipedia-Eintrag über das „Kastell Saalburg“ wiedergegeben:

„Während des Mittelalters und bis weit in die Neuzeit hinein waren die Ruinen der Saalburg als Steinbruch (unter anderem für den Bau der Kirche des Klosters Thron bei Wehrheim) genutzt worden. Erst Elias Neuhof, hessen-homburgischer Regierungsrat und Erbauer des heutigen Sinclair-Hauses in Bad Homburg, erkannte den römischen Ursprung der Ruine und identifizierte sie 1747 als ‚römische Schanze‘. Er fasste die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Nachforschungen zwischen 1747 und 1777 in verschiedenen Publikationen zusammen, von denen jedoch die meisten verloren gegangen sind. Dank Neuhof entwickelte sich damals auch erstmals in gebildeten Kreisen ein gewisser Sinn für die Schutzwürdigkeit des Bauwerks, doch konnte der Steinraub erst 1818 durch einen Erlass des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg beendet werden, nachdem noch unmittelbar zuvor, in den Jahren zwischen 1816 und 1818, die Saalburg vom Magistrat der Stadt Homburg zum Steinbruch deklariert worden war. Zum besseren Schutz schließlich erfolgte 1820 der Ankauf der Anlage durch den Landgrafen Friedrich VI.

Erst 1841 erhielt Friedrich Gustav Habel (1793–1867), der vormalige Archivar der Landesbibliothek Wiesbaden, vom Landgrafen Philipp die Genehmigung, weitere Nachforschungen im Bereich der Saalburg vorzunehmen. Auch in den Jahren 1853 bis 1862 durch den nassauischen Altertumsverein durchgeführte Untersuchungen standen unter Habels Leitung. In den folgenden Jahren führte eine neu gegründete Saalburgkommission in erster Linie erhaltende Maßnahmen an der Ruine durch, bis 1870 Karl August von Cohausen die Grabungsleitung im Bereich der Saalburg übertragen bekam. Das durch Cohausens Aktivitäten neu erwachende Interesse führte 1872 zur Gründung des Saalburgvereins, dessen Zielsetzung in der Unterstützung weiterer Ausgrabungen und der Errichtung eines eigenen Museums für die Saalburgfunde bestand. Nachdem von Cohausen sich im Verlaufe der 1870er Jahre in seiner Eigenschaft als Königlicher Konservator für die preußische Provinz Hessen-Nassau mehr und mehr auch anderen Aktivitäten rund um den Limes und an anderen Stellen widmete, übernahm sein bisheriger Mitarbeiter, der Homburger Baurat Louis Jacobi, zunehmend Cohausens Funktion und die Leitung der Ausgrabungen am Kastell.

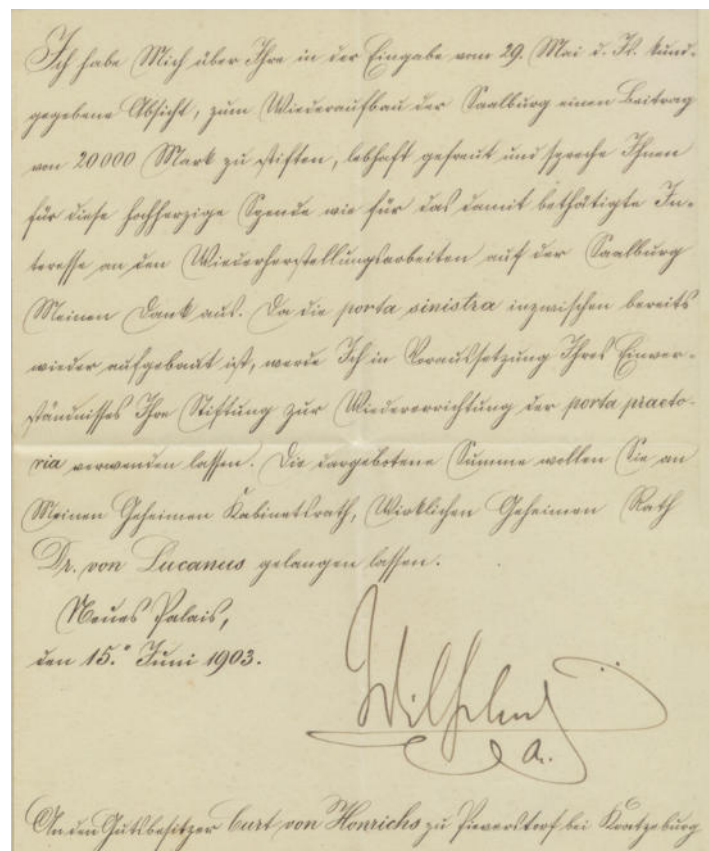
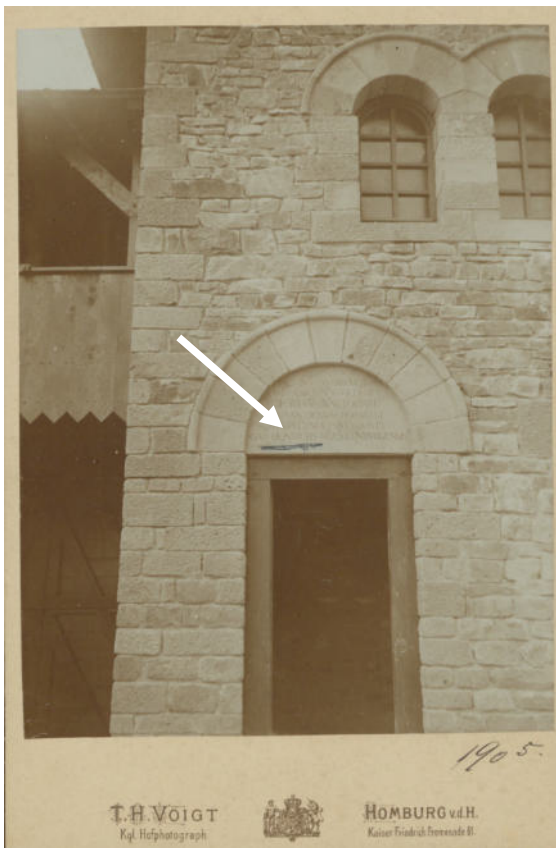
Als im Jahre 1892 die Reichs-Limeskommission (RLK) unter Leitung von Theodor Mommsen begann, den vollständigen Verlauf des Limes und die Standorte seiner Kastelle in Deutschland zu erforschen, wurden Louis Jacobi und sein Sohn Heinrich Jacobi (1866–1946), der spätere langjährige Leiter des Saalburg-Museums, Streckenkommissare. Im Rahmen dieses umfangreichen und insgesamt Jahrzehnte in Anspruch nehmenden Projektes wurden auch die archäologischen Aktivitäten im Bereich der Saalburg weiter intensiviert. Louis Jacobi war es schließlich auch, der 1897 Wilhelm II. dazu bewog, unter seiner Leitung ab 1897 die Rekonstruktion des Saalburg-Kastells auf Grundlage der umfangreichen Ausgrabungsfunde zu veranlassen. Die Grundsteinlegung erfolgte am 11.

Oktober 1900, obschon Louis Jacobi bereits 1885 durch einen ersten Wiederaufbau der Südwestecke der Wehrmauer mit den Rekonstruktionsarbeiten begonnen hatte.“⁵

Die Rekonstruktion des Römerkastells Saalburg wurde etwa 1907 abgeschlossen und Kaiser Wilhelm II. weihte das Bauwerk ein. Louis Jacobi (1836–1910) wurde in demselben Jahr ehrenhalber zum Professor ernannt und leitete das neu eingerichtete Saalburgmuseum bis zu seinem Tod. Sein Sohn Heinrich trat in die Nachfolge als Museumsdirektor ein.

In den Unterlagen, die Curt von Honrichs hinterließ und die in den Besitz von Herbert W. H. Hundrich kamen, finden sich neben dem genannten Dankschreiben Wilhelms II. ein Porträt Curt von Honrichs, eine Rekonstruktionszeichnung der Porta praetoria, zahlreiche Briefe sowohl von Louis Jacobi als auch von seinem Sohn Heinrich an Curt von Honrichs sowie einige Zeitungsausschnitte und auch Fotos von Besuchen Kaiser Wilhelms II. in der Saalburg und an der Porta praetoria.

Die Briefumschläge tragen das Siegel der „Königlichen Schlossbau-Commission“, die Briefe der Jacobis die Absenderzeile „Wiederaufbau der Saalburg“. Und es findet sich in den Unterlagen auch ein Foto von einem Teil der Porta praetoria und zwar dem, an der die Inschrift mit dem Hinweis auf den Stifter Curt von Honrichs zu sehen ist.



Links: Tür und Türbogen mit Inschrift und Hinweis auf Honrichs Stiftung (auf dem Foto handschriftlich unterstrichen). Rechts: Dankschreiben Wilhelm II. Quelle: Archiv Herbert W. H. Hundrich.

⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/Kastell_Saalburg [letzter Zugriff 4.9.2025].



Aquarellgemälde von der Porta Decumana, Peter Woltze 1905.
Quelle: Archiv Herbert W. H. Hundrich.



Innenseite der Porta Decumana der Saalburg (Rekonstruktion). Dieses Tor lag auf der dem Limes zugewandten Seite des Kastells. Aufnahme datum: 7. Juli 2007, Autor: Gorinin. Quelle Foto und Text: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/29/Saalburg-Porta.Decumana.01.JPG> [4.9.2025]. Im Türbogen rechts befindet sich der Hinweis auf Honrichs Stiftung.

lien und Unterzeichnung des Schenkungsvertrages war zu erfahren, dass sie eine ganz wertvolle Ergänzung zu den gutsfamiliengeschichtlichen Beständen im Landeshauptarchiv bedeuten, von denen angesichts der ca. 2.000 Güter, die es in Mecklenburg und Vorpommern gab und die vielfach Besitzerwechsel erlebten, nur vergleichsweise wenige erhalten blieben. Das Landeshauptarchiv kann mit den von Herrn Hundrich übereigneten

Auf der Suche danach, ob auch heute noch die Inschrift vorhanden ist, lernte ich, dass die Porta Praetoria das vordere Tor (das Fronttor) an der dem potenziellen Feind zugewandten Seite des römischen Lagers war, während das rückwärtige Tor auf der Seite der (römischen) Verteidiger Porta Decumana genannt wird. Die Inschrift mit dem Hinweis auf den Stifter Curt von Honrichs befindet sich heute noch an der Porta Decumana, wie das Wikimedia-Bild und ein Vergleich mit dem Foto aus den Honrichs-Archivalien verraten.

Schließlich ist unter den Unterlagen, die Curt von Honrichs hinterließ, ein Aquarellgemälde der Porta Decumana. Es wurde vom Maler Peter Woltze⁶ angefertigt und trägt neben seiner Signatur das Datum 7.9.1905. Das Gemälde, das im Original 39 x 28 Zentimeter misst, wurde wohl von Curt von Honrichs in Auftrag gegeben.

Herbert W. H. Hundrichs Archivalien fanden am 8. Oktober 2025 eine dauerhafte und hoffentlich sichere Bleibe, denn an diesem Tag übereignete er sie dem Landeshauptarchiv in Schwerin.

Bei der Übergabe der Archiva-

⁶ Peter Woltze (geb. 1.4.1860 in Halberstadt; gest. 4.4.1925 in Weimar) war ein deutscher Architekturmaler, der hauptsächlich mit Aquarelltechnik arbeitete. Weitere Informationen zur Person: https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Woltze [letzter Zugriff 4.9.2025].



Erbbeigrahnis Curt von Honrichs in Berlin. Quelle: Archiv Herbert W. H. Hundrich.



Dr. Kathleen Jandausch, LAMV, und Herbert W. H. Hundrich bei der Unterzeichnung des Schenkungsvertrages. Foto: Uta Matecki.

Archivalien die nur zwei dort bisher vorhandenen Akteneinheiten ergänzen, die über die Zeit des Rittergutsbesitzers Curt (von) Honrichs einige Auskunft geben. Dabei handelt es sich zum einen um das bereits erwähnte Gesuch Curt Honrichs auf Erhebung in den Adelsstand, zum anderen um Familienakten im Zeitraum 1900 bis 1903.

Curt von Honrichs Name findet sich noch 1929 in einem „Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte“, das ihn als Aufsichtsratsmitglied in der „Bodengesellschaft am Hochbahnhof Schönhauser Allee A.G.“ Berlin aufführt. Da war er allerdings bereits verstorben. Denn auf dem „Kaiser-Wilhelm- Gedächtnisfriedhof“ in Berlin-Westend befand sich sein Erbbeigrahnis. Auf dem Grabstein standen seine Lebensdaten: geboren am 15. September 1850, gestorben am 25. Oktober 1927. Noch nicht bekannt ist, ob der Grabstein heute noch vorhanden ist.

Literatur und Archivalien

Grewolls, G. 2011: Wer war wer in Mecklenburg und Vorpommern. Das Personenlexikon. Rostock (digitale Version).

Regierungs-Blatt für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Amtliche Beilage No. 40 vom 10. September 1903, S. 202: Bekanntmachung vom 2. September 1903, betreffend Anerkennung des Adelsstandes des Gutsbesitzers Curt von Honrichs auf Pieverstorf.

LAMV, Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern, 5.2-1 Großherzogl. Kabinett III/Großherzogl. Sekretariat, Sign. 921, Gesuch des Gutsbesitzers C. Honrichs-Hundrich in Pieverstorf um Erhebung in den Adelsstand.

Herbert W. H. Hundrich – Archivalien Curt (von) Honrichs (jetzt im Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern).

Dänische Münze aus dem frühen 17. Jahrhundert in Peckatel gefunden

Sven Müller

Am 20. September 2025 wurde auf dem alten Anger von Peckatel zufällig eine dänische Zwei-Schilling Silbermünze aus der Herrschaft von König Christian IV. von Dänemark und Norwegen gefunden, der von 1577 bis 1648 lebte und von 1588 bis zu seinem Tod regierte. Wer sich über ihn informieren will, findet eine Übersicht in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia. Sein Todesjahr ist gleichbedeutend mit dem Ende des verheerenden Dreißigjährigen Krieges 1618 bis 1648, von dem Mecklenburg in höchstem Maße betroffen war.

Der Güstrower Oberlehrer Heinrich Schnell beschrieb Anfang des letzten Jahrhunderts in einem Heft der Reihe „Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen“ auf der Grundlage von mündlichen und schriftlichen Überlieferungen anschaulich die Folgen, die der Krieg in Mecklenburg hatte: „In Mecklenburg ist nichts als Sand und Luft, alles bis auf den Erdboden verheert; Dörfer und Felder sind mit krepierendem Vieh besät, die Häuser voll toter Menschen, der Jammer ist nicht zu beschreiben,“ so berichtete der General Bauer im September 1638 an den Reichskanzler Oxenstierna. Er hat nicht übertrieben. Herzog Adolf Friedrich schreibt am 15. August 1639: „Durch das betrübte langwierige Kriegswesen und darauf erfolgte pestilenzische Seuchen und Krankheit, Hunger und

Kummer sind unsere Fürstentümer und Lande an Menschen und Vieh elendiglich und dermaßen verrodet und verwüstet, daß auf etlichen adeligen Höfen fast kein lebendiger Mensch übergeblieben.“ Er klagt weiter am 18. Februar 1640, daß „wir aus unserem Lande nicht eines Hellers Wert zu genießen und unsere Tafel zur Notdurft nicht mehr halten können, [...]“.“ (Schnell 1907: 100).

Die Söldner der verschiedenen Heere, die Mecklenburg verwüsteten, ließen neben Toten, Hunger und Seuchen zahlreiche sächliche Zeugnisse zurück, darunter vielleicht auch die Münze, die in Peckatel gefunden wurde.

Die Vorderseite der hier gefundenen Münze zeigt mittig den gekrönten und in Kreuzarmen stehenden dänischen Wappenschild mit den drei Löwen. Im Umkreis des Schildes steht



Vorderseite der dänischen Münze aus dem Jahr 1604. Foto: privat.

der Anfang der lateinischen Legende, die den königlichen Münzherrn mit Namen und Titel ausweist (im Uhrzeigersinn und mit Stellung 1 beginnend zu lesen): **CHRI** < **STIAN** Δ **III·DG** ▷ **DANI** (ausgeschrieben: CHRISTIANUS IIII DEI GRATIA DANIAE; übersetzt: CHRISTIAN IIII. DURCH GOTTES GNADE DÄNEMARKS).

Auf der Rückseite der Münze hingegen ist mittig und waagrecht auf Dänisch der Nominalwert der Münze ausgewiesen: + **II + SKILLINGK · DANSKE 1604** (übersetzt: *2 SCHILLING DÄNISCH 1604*). Im Umkreis der Rückseite findet die lateinische Legende der Vorderseite ihre Fortsetzung (wiederum im Uhrzeigersinn und mit Stellung 1 beginnend zu lesen): **NORVEG · VANDA · GOTHO · Q · REX ♣** (ausgeschrieben: *NORVEGIAE VANDALORUM GOTHORUMQUE REX*; übersetzt: *NORWEGENS, DER VANDALEN UND GOTHEN KÖNIG*). Die als Einheit über die Vorder- und Rückseite zu lesende Legende lautet also in Übersetzung: *CHRISTIAN III., DURCH GOTTES GNADE DÄNEMARKS, NORWEGENS, DER VANDALEN UND GOTHEN KÖNIG*). Das auf der Rückseite im Umkreis in Stellung 12 erkennbare dreiblättrige Kleeblatt ist das Zeichen der Münzprägestätte in Kopenhagen.

Der Durchmesser der Münze beträgt ca. 22 mm, die Dicke ca. 0,6 mm. Die Münze wog original 1,78 g. Diese Gramm-Zahl bewegt sich im Rahmen des damals weithin üblichen ca. 1 Gramm pro Schilling, also konnte man sich mit der dänischen Zwei-Schilling-Münze seinerzeit vermutlich mindestens 1 Huhn oder 2 Kilogramm Käse kaufen.

Bei Tessin wurde 2015 ein Münzschatz aus dem Dreißigjährigen Krieg gefunden. Er enthielt als älteste Stücke drei Exemplare der Münze, die auf dem alten Peckateler Anger gefunden wurde. Wer sich über den Tessiner Fund informieren möchte, findet unter dieser Internetadresse mehr Informationen:

<https://www.kulturwerte-mv.de/Landesarchaeologie/Fund-des-Monats/Bisherige-Beiträge/2016-09-Schatzfund-von-Tessin-aus-dem-dreißigjährigen-Krieg/>

Woher das Peckateler Exemplar stammt, ist natürlich schwer zu beantworten. Vielleicht ist es ebenfalls Teil eines auf dem Anger vergrabenen Münzschatzes – aber erste umgehend eingeleitete Nachuntersuchungen durch ehrenamtliche Bodendenkmalpfleger verblieben negativ –, vielleicht aber hat die Münze ein Söldner des Dreißigjährigen Krieges am Beginn oder Auslauf des Angers an der Straße verloren, oder es gab andere, vielleicht dem Handel geschuldete Gründe.

Jedenfalls ist es schon ein bemerkenswerter Fund, der der Finderin zu danken ist, die sich an den Klein Vielen e. V. gewandt und die Fotos zur Verfügung gestellt hat.



Rückseite der dänischen Münze aus dem Jahr 1604.
Foto: privat.

Literatur

Schnell, Heinrich 1907: Mecklenburg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges 1603–1658. Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen H. 10. Berlin.

Krieg – Geißel der Menschheit. Mecklenburg im Krieg ...und seine Auswirkungen auf Orte in unserer Umgebung

Gisela Krull

Vom slawischen Siedlungsgebiet zum deutschen Herzogtum

Um die Jahrtausendwende war das Herzogtum Sachsen, das zu den deutschen Stammländern gehörte, groß, und die Herzöge waren angesehen und mächtig. 919 wurde das Deutsche Reich gegründet mit dem Sachsenherzog Heinrich als dem ersten deutschen gewählten König. Danach strebten die Herzöge und ihre Mannen, das Land zu vergrößern und ihre Macht zu erweitern. Nach Westen war eine Ausdehnung kaum möglich, also wandten sie sich nach Osten gegen die heidnischen Slawenstämme.

Während der Völkerwanderung (Beginn um 375) wanderten die meisten Ostgermanen aus ihren angestammten Gebieten aus, und slawische Stämme zogen in das dünnbesiedelte Land ein. Die Obotriten siedelten im Westen und die Lutizen im Osten. Hier lebten und wirtschafteten sie seitdem und verehrten ihre heidnischen Götter.

Um 900 überfielen sächsische Krieger slawische Siedlungen. Die Eroberungszüge und slawische Aufstände lösten danach einander ab. Der blutige Kampf war langwierig wegen dünnbesiedelter, weilerartiger Ortschaften, verstreuter Äcker, geschützt von Grenzwäldern. Die Slawen retteten sich bei Angriffen nach Möglichkeit auf Inseln, die hölzernen Brücken bauten sie ab. Moralisch rechtfertigten sich die Angreifer mit der beabsichtigten Missionierung.

Die überfallenen und – nach Meinung der Sachsen – rückständigen Slawen wehrten sich tapfer. Sie waren nicht rückständig, sie hatten nur eine andere Kultur, eine andere Religion und andere Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgebildet. „Nicht nur Silberschatzfunde ... wiesen auf beträchtliche Handelsaktivitäten im slawischen Raum hin. Gleiches galt auch für ein spezialisiertes Handwerk und frühstädtische Ansätze. Zeugten schon die großen Burgbauten von hoher handwerklicher Fertigkeit der Slawen etwa in der Holzbearbeitung, so betraf dies gleichermaßen die mit Recht berühmte Schmuckproduktion“ (Karge, Schmied & Münch 2011: 23).

Der Krieg, eng verbunden mit der Missionierung, dauerte ungefähr 300 Jahre. Das „Überstülpen einer anderen Religion“ geschah in drei Anläufen, unterbrochen von slawischen Aufständen. Die Geistlichen knüpften die Wendenkreuzzüge bewusst und mit Zwang an die slawischen Hauptheiligtümer und Hauptburgen an. Entsprechend der Herrschaftsgebiete wurden Bischofssitze in Schwerin (Obotriten), Oldenburg (Wagrier) und in Ratzeburg (Polaben) eingerichtet. Von dort sollte der christliche Glaube verbreitet werden. Er stand aber im krassen Gegensatz zu der naturgebundenen Götterwelt der Slawen. Nach dem Aufstand 983 unter dem Fürsten Mistiwoi endeten zunächst die christlichen Taufen, viele Geistliche waren getötet worden.

Gottschalk, der Enkel Mistiwois, ließ erneut die Bistümer einrichten, worauf sich 1066 die slawische Bevölkerung wieder wehrte und Gottschalk in der Lenzer Kirche erschlagen wurde. Damals zeigten die Slawen das letzte Mal Stärke gegen die Okkupanten. Die

Aufständischen lebten zunächst wieder mit ihren alten Göttern. Die Angreifer gaben sich jedoch nicht geschlagen.

Heinrich, Gottschalks Sohn, duldete sowohl die christliche Religion als auch das Heidentum. Er erkannte die Lehnshoheit der Sachsen an und huldigte ihnen als Schutzherren. Im 12. Jahrhundert besiegte Heinrich der Löwe (Herzog von Sachsen und Bayern) endgültig die Nordwestslawen und stellte unter seinem Schutz die Bistümer Ratzeburg, Oldenburg und Mecklenburg (Schwerin) wieder her, und zwar endgültig.

Der Krieg hatte auf beiden Seiten viele Menschenopfer gefordert, erst 1170 nach dem Tod des Obotritenfürsten Niklot, Haupt des Widerstandes, endeten die Kämpfe. Der Pommernherzog Kasimir reiste 1170 zur Weihe des Havelberger Domes und stiftete an der Tollense das Kloster Broda. Die sächsischen Sieger begannen die Kolonisierung des besetzten slawischen Siedlungsgebietes.

Sieger

Zur Sicherung ihrer Herrschaft gründeten die Sachsen Städte, Bistümer und Dörfer im eroberten Gebiet. Lokatoren (Ortsgründer) aus dem sächsischen und wendischen niederen Adel warben in Westfalen, Ostfalen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein Siedler. Bauernsöhne aus dem Westen zogen als Kolonisatoren Richtung Osten. Sie halfen organisatorisch und finanziell bei den Dorfgründungen. (Ebeling, der Lokator Peckatels, war später als Lehnschulze frei von Abgaben.) Die sächsischen Einwanderer kolonisierten nicht nur das Land, sie schufen eine neue Kulturlandschaft. Sie rodeten die Wälder, machten Sümpfe und Ödland urbar. Bei Anlage und Bau der Dörfer nutzten sie auch wüste slawische Dorfstellen, bewohnte akzeptierten sie und führten auch dort deutsche Verhältnisse ein.

„So schritt denn die Germanisirung des Obotritenlandes rasch vorwärts, denn ,deutsche Ansiedler strömten aus ihrer Heimath herbei, um dies Land zu bebauen, welches geräumig, fruchtbar an Getreide, geeignet zu reichem Wiesenwuchs und mit Fisch, Fleisch und allem Guten im Ueberflusse versehen war“ (Boll 1855: 79).

Einführung deutscher Rechtsverhältnisse: Eike von Repkow schrieb 1225 den Sachsenspiegel, dessen Inhalt als alleiniges Recht eingeführt wurde. Der Hufenverfassung entsprechend galt das Feldmaß als Bemessungsgrundlage für die Abgaben. Die Hofstellen waren Eigentum der Hüfner, das Land bewirtschafteten sie als Erbpächter. Die Bauern eines Dorfes nutzten gemeinsam Weide, Wald und Wasser und verfügten über ein eigenes Dorfgericht. Verpflichtet zu Abgaben waren sie an ihren Landesherrn (z. B. den Fürsten von Werle), an ihren Grundherren (z. B. den Ritter von Peccatel), an den Bischof den Zehnten, an den Pfarrer der Mutterkirche das Messkorn.

Einführung der Hufenverfassung: d. h. Vermessung der landwirtschaftlichen Nutzfläche, Verteilung entsprechend der Bodenqualität (Sandhufen waren größer) und Intensivierung des Feldbaus in Form der Dreifelderwirtschaft, Einsatz eiserner Pflüge und Sensen, verbesserte Züchtung von Getreide und Vieh, besonders von Pferden.

Einführung der deutschen Sprache: In den von den Sachsen eroberten und verwalteten Burgen, Städten und Bistumssitzen wurde deutsch (sächsisch) gesprochen, die zahlenmä-

Big geringe Landbevölkerung sprach anfangs noch slawisch. Im Verlauf der Ostkolonisation im 12. und 13. Jahrhundert wurde sie zum Sprachenwechsel gezwungen. Auf einer zeitgenössischen Zeichnung steht der Wende abseits, während ein Jude (mit Spitzbart), ein Franke (mit Pelzoberkleid) und ein Sachse (mit krummem Messer) gemeinsam vor dem Richter stehen. Das Slawische ist vor dem Richter nicht zugelassen.

Bleibende Bestandteile des Slawischen sind hunderte von Familien- und Ortsnamen, wenige Wörter in der Umgangssprache, vor allem für praktische Gegenstände, z. B. Zeese für Netz. Ausnahmen bilden einige Wörter aus dem Pomeranischen auf -atsch: Tollpatsch, Lulatsch, Klumpatsch.

Die Assimilation der slawischen Bevölkerung geschah langsam und friedlich. Die deutschen Bauern bekamen bei der Vermessung zwei Hufen Land, die slawischen nur eine Hufe, was den jeweiligen Arbeitsbedingungen entsprach. Slawische Dorfgründungen wurden oft namentlich gekennzeichnet mit Alt-, Klein- oder Wendisch-, dagegen sächsische Siedlungen mit Deutsch- oder Groß-, z. B. Klein und Groß Vielen, Alt und Neu Rhäse.

Friedrich Engels beschrieb die Verhältnisse so: „Jeder bekam Haus und Hof, einen für alle gleich großen, nach alter Art durch Los bestimmten Anteil in der Dorfflur und Nutzungsgerechtigkeit an Wald und Weide, meist im grundherrlichen Wald, selten in besonderer Mark. Alles dies erblich; das Grundeigentum verblieb dem Herrn, dem die Kolonisten bestimmte Zinse und Dienste schuldeten. Aber diese Leistungen waren so mäßig,



Szene aus dem Heidelberger Sachsenspiegel, die die deutsche Ostsiedlung um 1300 darstellt. Im oberen Bildteil erhält ein Lokator (mit Hut) eine Gründungsurkunde von einem Grundherrn und beginnt mit der Gründung eines Dorfes. Im unteren Bildteil agiert er in einem fertiggestellten Dorf als Richter. Ausschnitt aus dem Sachsenspiegel Eike von Rebows (1180–1233). Quelle: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg164/0066>

daß die Bauern hier sich besser standen als irgendwo in Deutschland“ (Engels 1882/1987: 325 f.).¹

Die deutschen Kolonisatoren und die einheimischen Slawen lebten friedlich nebeneinander, die Sieger benachteiligten die Besiegten nicht. Alle Verhandlungen wurden auf Sächsisch geführt, woraus sich das Niederdeutsche entwickelte und als Alltagssprache das Plattdeutsche. Landwirtschaftlich waren die deutschen Bauern tatsächlich überlegen (eiserne Geräte, bessere Pferde), klimatische Unbilden und Überfälle betrafen jedoch beide gleichermaßen. Die religiöse Anpassung geschah zwar nur stockend, nach der Christianisierung verloren jedoch beide Seiten allmählich ihre Vorurteile, und es entstanden deutsche Neustämme: Mecklenburger, Pommern, Brandenburger.

„Die dann im 13. Jahrhundert einsetzende Einwanderung von Menschen aus allen Teilen des alten ‚Europa‘ brachte in Mecklenburg-Vorpommern einen Menschenschlag hervor, der sich bis heute eine schwer erklärbare Eigenart bewahrt hat.

Fremde vermuten oft, dass die Mecklenburger und Vorpommern so blöd sind wie der Ochse, den sie in ihrem Wappen tragen. Allerdings ist dieser vermeintliche Ochse das Abbild des Urrindes, das Synonym für Wildheit und Freiheitsliebe“ (Pede 2002: 5).

Unter den Wappen der deutschen Länder wirkt der Stierkopf im Wappen Mecklenburgs tatsächlich befremdlich. „Ein mächtiges schwarzes Tierhaupt mit gekrümmten Hörnern, geblähten Nüstern, bleckender roter Zunge und einem markanten Halsfellstück droht dem Beschauer entgegen ...“

Die Kolonisation brachte für alle Beteiligten Vorteile:

- Slawen: friedliches Miteinander, Nutzung der (neuen) Kulturlandschaft, Modernisierung der Landwirtschaft;
- Siedler: Im Herkunftsland landarm oder landlos, jetzt Vollbauern;
- Lokatoren: Organisatoren, oft auch Finanziere, Folge: Besitzer von Lehnsgut mit Freisulzenamt und Rechten, z. B. niedere Gerichtsbarkeit;
- deutsche Grundherren: größerer Besitz als in der Heimat (Ländereien dort waren längst verteilt);
- wendische Grundherren: Siedlungsstellen mit Hoheitsrechten wie Zins, Dienste, Fuhrleistungen – nach wendischem Recht nur für Landesfürsten;
- Fürst: Wertsteigerung seines Besitzes, Anrecht auf Lehns- und Kriegsdienste seiner Vasallen, die selbst rüsten mussten;
- Kirche und Geistliche: Größere Gemeinden, höhere Einnahmen von christlichen Kolonisatoren und christianisierten Slawen.

Auf die Missionierung folgte eine Blütezeit des christlichen Lebens. Die hölzernen Notkirchen wurden abgerissen und in den Städten mehrschiffige Hallenkirchen gebaut, auf dem Land rechteckige Gotteshäuser. 1419 gestattete der Kaiser die Gründung der Universität in Rostock als erste Universität in Nordeuropa, Kanzler wurde der Schweriner Bischof.

¹ Engels fuhr seinerzeit ebenda fort: „Sie blieben daher auch ruhig, als der Bauernkrieg ausbrach. Für diesen Abfall von ihrer eignen Sache wurden sie denn auch hart gezüchtigt.“

Peckatel – ein deutsches Bauerndorf – Beispiel der Kolonisation

Peckatel wurde um 1200 „aus wilder Wurzel“ gegründet und 1274 das erste Mal urkundlich erwähnt. Die Dorfgemeinde war identisch mit der Kirchgemeinde, Pfarrgut, Kirche und Friedhof gehörten zum Siedlungsplan. Die gesamte Anlage war vermutlich ein Angerdorf. Der Kirchberg (Pasterberg) mit Teich, Kirche und Friedhof bildete wahrscheinlich den zentralen Platz. Peckatel (Peccatle) war Rittersitz, auf dem die Grundherren, Ritter von Peccatel, anfangs lebten, vermutlich in einem Wohnturm, der nicht mehr nachweisbar ist. Der Ortsname spricht dafür.

Die Höfe waren plan- und regelmäßig im Grundriss angelegt, mit viel Raum zwischen Gehöften und Häuserzeilen. Zum Hof gehörte, hufeisenförmig angeordnet, das Haus mit Tenne, Stall, Scheune und überdachtem Backofen. Das Tor führte zu Anger oder Straße. Baumaterialien waren Feldsteine, Fachwerk aus Holz und Lehm, Dächer mit Schilf oder Stroh. Die Feldflur bestand aus drei Großgewannen, der Dreifelderwirtschaft geschuldet, mit langen Streifen entsprechend der Anzahl der Höfe. Die Gemengelage erforderte den Flurzwang. Daneben gab es einzelne Streifen für Gärten, Wiesen, Wälder. Jeder Bauer bewirtschaftete zwei Hufen. Eine mecklenburgische Landhufe entsprach etwa 40 Morgen.

Die Bauern oder Hufner wirtschafteten als Erbzeitpächter, d. h. sie verfügten über das Land im erblichen Pachtverhältnis, persönlich frei, vom Grundherrn nicht kündbar. Der Hof galt als erblich, die Hofgebäude mit totem und lebendem Inventar waren persönliches Eigentum des Bauern und seiner Familie. Die Bemessungsgrundlage für die Abgaben war die Hufenordnung. An den Landesherren, den Fürsten von Werle, gaben die Hufner die Bede (9 Taler?), der Grundherr, Ritter von Peckatel, erhielt die Korn- oder Geldpacht, der Bischof den Zehnten und der Pfarrer das Messkorn. Die Siedler blieben 16 Jahre frei von jeder Abgabe, um die Höfe anzulegen und die Felder zu kultivieren. So lange hatten Adel und Kirche keine Möglichkeit, Geld einzunehmen.

Bis zum Dreißigjährigen Krieg wirtschafteten hier wahrscheinlich 21 Bauern, fast alle mit deutschen Namen, die in einer Abgabenliste von 1495 so lauteten: Scultetus (Schulze ohne Familiennamen), Claus Sternebach, Gherke Voeß, Hans Ungemak, Claus Beresten, ? Holtorp, Marten Ungemak, Peter Blomenhagen, Marten Lypman, Kord Betkesche, Steffen Krikow, Hermen Stoltke, Pawel Schütte, Peter Kule, Jasper Betke, Hans Hegher, Peter Lypman, Claus Stoltke, Peter Ahlgrim, Jacobs Barch, Claus Ungemak.

Die meisten steuerten für zwei Hufen, dagegen die Klein Vieler nur für eine Hufe. Auf deren Liste von 1495 stehen die Namen von 14 Hufnern, meist mit slawischen Namen (Manche slawischen Bauern legten sich aus verständlichen Gründen deutsche Namen zu.): Michel Kaluwe, Carsten Usatel, Mathias Haveman, Claus Swartke, Joachim Ungemach, Hermann Caluwe, Claus Crogher, Hinrik Balsmiter, Drewes Lyndow, Joachim Radtke, Heyne Caluwe, Hans Usatel, Herman Voeß, Herman Grafenbeke.

Die Verhältnisse zur Kolonialzeit galten als hervorragendes Bauernrecht.

Stadtgründungen

Im 12. Jahrhundert wurden die ersten Städte gegründet. Handwerker und Handelsleute zogen vorwiegend aus Westfalen in das unbekannte Gebiet. Zu den ersten Gründungen

gehörten Stettin und Stralsund. Die Städte entstanden meist im Schutz slawischer Burgen und der Bischofssitze. Das Handwerk entstand durch Arbeitsteilung und der Handel durch Überschuss an Produkten und Geld (s. Dreißigjähriger Krieg). Schwerin wurde 1160 gegründet, bis 1350 erhielten 65 Orte das Stadtrecht. (Heute existieren in Mecklenburg 86 Städte.) Die Einwohner hießen Bürger. Merkmale der Städte waren eine territoriale Verwaltung (Stadtrat, Bürgermeister), die Produktion nichtlandwirtschaftlicher Güter, der Gütertausch mit bäuerlichem Umfeld (Marktfunktion), die Funktion als Vermittler des Fernhandels, ein Angebot an Dienstleistungen und die Gerichtsbarkeit. Die äußere Form bestand aus einem Markt mit Kirche und Rathaus, der Stadtmauer mit Wiekhäusern, Wällen, Gräben, den Stadttoren und in größeren und höheren Häusern. Gründungen bei Burgen waren etwa Penzlin, Wesenberg, Burg Stargard, Strelitz. Gründungen bei Bistümern und Klöstern Ratzeburg, Schwerin, Bützow, Warin, Malchow, Dargun, Ribnitz, Dobbertin, Neukloster, Doberan. Angestrebt waren Plangründungen mit regelmäßigem Grundriss und mit einem Gitter von Straßen, rechtwinklig gekreuzt. Für Markt, Rathaus und Kirche wurde ein Baublock ausgespart. Die Küstenstädte übernahmen lübisches Recht, die anderen magdeburgisches. Im Laufe der Zeit ergaben sich Unterschiede: Residenzstädte (*Schwerin, Burg Stargard u. a.*), Hansestädte (*Rostock, Wismar u. a.*), Vorderstädte (*Güstrow, Parchim, Neubrandenburg*), Landtagsstädte (*Malchin und Sternberg*), Landstädte (*Penzlin, Goldberg u. a.*), Bischofssitze (*Ratzeburg, Bützow, Warin*) und Klöster (*Doberan, Malchow u.a.*).

Das deutsche Herzogtum Mecklenburg entstand

Der Obotritenfürst Pribislaw, Sohn Niklots, ließ sich 1167 taufen. Danach ernannte ihn Heinrich der Löwe zum Herrscher des Kernlandes Mecklenburg (ehemaliges Siedlungsgebiet der Obotriten), der Okkupant gab also das Land an den Besiegten als Lehen zurück. Die Lösung vom Stammesherzogtum Sachsen gelang, so dass der Kaiser 1348 Mecklenburg zum reichsunmittelbaren Herzogtum des Heiligen Römischen Reiches erklärte. Schon vorher (nach 1200) war das Land zum ersten Mal geteilt worden in Rostock, die Fürstentümer in Mecklenburg (Schwerin), Werle (Güstrow) und Parchim-Richenberg mit jeweiligen slawischen Herrschern, alle Nachfolger Niklots und dessen Sohnes Pribislaw. Er wurde zum Stammvater der Dynastie, die bis 1918 in verschiedenen Teilen des Landes regierte. 1920 wurden zwei Freistaaten gegründet, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, die von 1934 bis 1945 den Gau Mecklenburg bildeten. Unter der sowjetischen Besatzungsmacht entstand das Land Mecklenburg-Vorpommern bzw. Land Mecklenburg. 1952 fand eine Verwaltungsreform statt mit Bildung der Bezirke Rostock, Neubrandenburg und Schwerin. Seit 1990 heißt das Bundesland wieder Mecklenburg-Vorpommern.

Mecklenburg im Dreißigjährigen Krieg

Kampfplatz Mecklenburg 1627–1635

Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) war ein Machtkampf zwischen dem Kaiser mit den katholischen Fürsten in der Liga gegen die evangelischen Fürsten in der Union. Die Gesellschaft hatte sich verändert, das Bürgertum erstarkte und trat selbstbewusst gegen

den Adel auf. Die Feudalherren besaßen zwar Land, waren aber von abgabepflichtigen Untertanen abhängig. Verbesserte landwirtschaftliche Geräte führten zu höheren Erträgen. Zweite, dritte Bauernsöhne waren nicht mehr gezwungen, als Knechte den Hoferben zu unterstützen und lernten, Gebrauchsgegenstände herzustellen. Der Prozess der Arbeitsteilung veränderte neben anderem die Gesellschaft.

Kreative Handwerker entwickelten Neuerungen, wie Peter Henlein das „Nürnberger Ei“, Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen Lettern, ein unbekannter Schmied die „eiserne Hand“ Götz von Berlichingens. Allmählich entstand ein Überschuss an Waren, die Kaufleute verkauften und tauschten, auch außerhalb des Deutschen Reiches (Hanse), und traten weltoffen und selbstbewusst auf. In den Städten entstanden Lateinschulen, in denen Bürger sich die notwendige Bildung aneigneten.

Auf den Gemälden der Epoche (z. B. Kaufmann Guise von Hans Holbein) sind Bürger dargestellt mit handgeschriebenen Briefen (Zeichen für Bildung) und Münzen (Zeichen für Wohlstand). Das Handelshaus der Fugger konnte sogar dem Kaiser Geld leihen. In dieser Epoche (Ende des Mittelalters – Beginn der Neuzeit) entstand auch das Bankwesen. Rheinschiffer z. B. brachten Waren zum Verkauf an die Nordsee. Ihre Einnahmen ließen sie zur Sicherheit von dem Wirt eines Gasthauses mit dem Namen Börse verwahren. Albrecht Dürer stellte auf seinem Kupferstich „Der heilige Hyronimus im Gehäus“ einen Totenschädel dar. Im Mittelalter war jegliche Darstellung des menschlichen Körpers verboten gewesen, er galt als „abscheuliches Gewand der Seele“. Die Astronomen Kopernikus, Galilei und Kepler forschten und widersprachen dem Weltbild der katholischen Kirche. Die Idee eines freien, selbstbewussten Bürgertums wuchs besonders in den Freien Reichsstädten.

Viele Bürger unterstützten die Reformation. Diese Gläubigen wollten den Bibeltext, die Predigten verstehen und sich damit auseinandersetzen. Die bekannten Reformatoren waren bürgerlicher Herkunft. Mehrere Reichsstände – sie hatten Sitz und Stimme im Reichstag – vereinigten sich in der Union, sie sympathisierten also mit der Reformation. Dänen und Schweden unterstützten das Bündnis. Die Position von Kaiser und Papst begann zu schwächeln. Die Habsburger hatten ein Weltreich erobert und fürchteten nun um ihre Macht.

Das Kriegsgeschehen

Als Anlass des Krieges gilt der berühmte Prager Fenstersturz. Zunächst waren die Mecklenburger von Kriegshandlungen nicht betroffen. Die Fürsten sorgten sich jedoch wegen zu geringer Verteidigungsbereitschaft, also verbündeten sie sich mit dem Niedersächsischen Kreis, dessen Hauptmann sowohl König von Dänemark als auch Herzog von Holstein war. Das erregte den Zorn des Kaisers. (Das Römische Reich deutscher Nation war militärisch zur gegenseitigen Unterstützung in sogenannte Reichskreise eingeteilt.)

Der Niedersächsische Kreis war militärisch schwach, deshalb wollte man unbedingt die Neutralität wahren. 1621 trat Christian von Dänemark, auch Herzog von Holstein, deshalb zum Kreis gehörend, als Hauptmann an und suchte das Bündnis mit den Reichsständen im Norden. Die mecklenburgischen Herzöge waren jedoch wankelmütig. In der Schlacht bei Lutter am Barenberg 1626 schlug Tilly, ein Feldherr des Kaisers, das Heer

des Niedersächsischen Reichskreises. Unter den Gefangenen befanden sich Mecklenburger, was als Verstoß gegen die Neutralität gewertet wurde, obwohl sie im Dienst der Dänen gestanden hatten. Der deutsche Norden wurde zum Kampfplatz.

Jetzt griff der steinreiche böhmische Edelmann Albrecht von Wallenstein ein. Er stellte eine Privatarmee von 24.000 Mann auf. Die Landsknechte bekamen keinen Sold, deshalb schlugen sie sich plündernd durch das Land nach dem Motto „Der Krieg ernährt den Krieg“. Wallenstein zog 1626 als Generalissimus aller kaiserlichen Truppen nach Norden. Er erreichte Dömitz am 29. August 1627. Tilly überschritt die Elbe und betrat den mecklenburgischen Boden bei Boizenburg.

Am 6. August erreichte Wallensteins Vorhut Neubrandenburg, wo sie auf keinen Widerstand traf. „Die Stadt wurde durch Wallensteins kaiserliche Truppen erobert. Am 1. Februar 1631 erfolgte die schwedische Besetzung. Doch schon am 9. März belagerten kaiserliche Landsknechte unter Führung von General Tilly die Stadt. Ihnen gelang es, eine Bresche zwischen Neuem und Friedländer Tor in die Stadtbefestigung zu schlagen. Sie richteten unter den Schweden, die sogar Kirchenasyl suchten, und unter der Bevölkerung ein fürchterliches Blutbad an. 164 Bürger sollen den Tod gefunden haben, nur 50 von 2.000 Schweden überlebten das Massaker. 1637 überließen die Bürger Neubrandenburg kampflos den Truppen Gallas, einem kaiserlichen General“ (Voß 2001: 294).

Reiterscharen gelangten bis Waren, Plau und Bützow. Die Soldateska terrorisierte die Bevölkerung mit Plünderungen und Folterungen. Sowohl Wallenstein als auch Tilly verlangten bei Übergabe der Festungen täglich 20.000 Pfund Brot und 200 Tonnen Bier. Rostock musste 140.000 Taler Kontribution zahlen.

1627 besetzten Wallenstein und Tilly Holstein, Mecklenburg und Pommern. Wallenstein gönnte Tilly die Siege nicht, er spekulierte erfolgreich auf Besitz in Mecklenburg. Noch im selben Jahr erhielt er vom Kaiser das Herzogtum als Lehen, 1628 zog der böhmische Feldherr in Güstrow ein. Die mecklenburgischen Herzöge protestierten aus ihrem Asyl,



Jacques Callot, Stich 11: Die Erhängung (1633) aus der Kupferstichserie *Das Elend und Unglück des Krieges*.
Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Les_mis%C3%A8res_et_les_malheurs_de_la_guerre_-_11_-_La_pendaison.png

aber der Kaiser verwies sie auf den Rechtsweg. Deshalb wandten sie sich hilfesuchend an Schweden.

Wallenstein wollte ein modernes starkes Herzogtum schaffen, er ließ den Protestanten ihre Kirchen, erkannte die ständische Ordnung an, trennte aber Justiz und Verwaltung. Wallenstein ließ den ersten Postverkehr und Nachrichtendienst in Mecklenburg einrichten. Er ordnete eine Armenordnung an, danach sollte jede Gemeinde in Stadt und Land bis Michaelis 1629 ein Armenhaus bauen, und jeder Bauer und jeder Bürger entsprechend seines Besitzes zum Unterhalt beitragen. Er plante günstige Verkehrsverbindungen. Die Universität Rostock wurde zum Mittelpunkt geistiger Bildung, und Wallenstein ließ sie reichlich mit finanziellen Mitteln und mit angesehenen Lehrkräften ausstatten. Kepler sollte z. B. berufen werden. Wallenstein plante, für die Gleichheit von Maßen und Gewichten zu sorgen und eine Verbindung von Ostsee zur Elbe einzurichten.

Die militärischen Hauptstützpunkte waren Rostock und Dömitz, 6.000 Mann blieben zur Sicherung im Land, Wallenstein wollte sein neues Herzogtum nicht mit noch mehr Militär belasten. Wegen seiner Erfolge und kluger Ideen schaffte er sich Neider, die schließlich erreichten, dass der Kaiser ihn absetzte, worauf die Mecklenburgischen Herzöge aus dem Asyl zurückkehrten. Alle Neuerungen schafften sie hasserfüllt ab.

König Gustaf von Schweden griff mit seinen Soldaten in den Kampf gegen die Liga ein. Er erklärte dem Kaiser Ferdinand II. den Krieg. Der schwedische Krieg in Mecklenburg begann 1630 und endete 1635. In der Schlacht bei Lützen trafen die Heere aufeinander. Die Schweden siegten zwar, aber Gustaf Adolf fiel.

Unter dem Kanzler Oxenstierna zogen die schwedischen Soldaten marodierend durch das Land und töteten vor allem Bauern. Ganze Dörfer verschwanden. Geflüchtete litten an Hunger und Seuchen (Pest), Tausende starben.

In einem Kindervers kommen Not und Schrecken zum Ausdruck:

*„Bet, Kindlein, bet,
morgen kommt der Schwed,
morgen kommt der Oxenstern,
der wird die Kindlein beten lehr`n.“*

Die mecklenburgischen Herzöge hatten wieder die Residenzen übernommen und versuchten mit allen Mitteln, ihre Herrschaft zu sichern. So endete der Krieg 1635 offiziell in Mecklenburg. Kleinkriege dauerten noch lange.

Die Friedensverhandlungen für das Reich, also für die Union und die Liga, endeten 1648 mit dem Westfälischen Frieden. Die Verhandlungen hatten schon 1643 begonnen, für die Union in Münster und für die Liga in Osnabrück. Schweden verlangte als Kriegsentschädigung Wismar, Poel und Neukloster. Am 24. Oktober 1648 gingen „auf ewig“ als unmittelbares Reichslehen die Zölle der mecklenburgischen und pommerschen Küste an Schweden. Mecklenburg erhielt die ehemaligen Bistümer Schwerin und Ratzeburg. Die Johanniterkomtureien Nemerow und Mirow wurden säkularisiert. Den Boizenburger und Dömitzer Elbzoll erhielten, kaiserlich bestätigt und teilweise von Steuern befreit, die Mecklenburger.

Die Stellung von Papst und Kaiser war geschwächt. Offiziell endete das Heilige Römische Reich erst 1806, aber es war in viele Kleinstaaten geteilt, manche mit einflussreichen Landesfürsten.

Kriegsfolgen für Mecklenburg: In Mecklenburg lebten vor dem Krieg etwa 300.000 Menschen, von denen nur 50.000 bis 75.000 überlebten.² Das Amt Stargard hatte vor dem Krieg 5.000 Bewohner, nach dem Krieg noch 329. Dort gab es vor dem Krieg 558 Bauern, nach dem Krieg noch 72. In Mecklenburg wurden 30 Dörfer völlig verwüstet.

Lage in der Grundherrschaft Klein Vielen: Peckatel: 1495 wirtschafteten hier 23 Bauern. 1652 lebten noch Drews Wedig mit Frau, 1 Knecht, 1 Magd im Dorf, 1 Bauer ohne Namensangabe mit Frau, 1 Leineweber mit Frau. *Klein Vielen:* 1495 wirtschafteten hier 17 Bauern. 1652 lebten noch 1 Schmied mit Frau, 1 Schneider mit Frau, 1 Windmüller mit Frau, 1 Bauer mit Frau.

Lebensverhältnisse insgesamt: Wilde Tiere (Bären, Wölfe) hatten sich stark vermehrt, auf den Straßen trieb sich heimatloses „Gesindel“ herum, Überlebende wohnten in zerstörten Katen, und Häuser und Arbeitskräfte fehlten, um Schäden zu beheben

Bauern und Gesinde: Felder lagen in „Rusch und Busch“, Wirtschaftsgebäude waren zerstört oder leer, Saatgetreide und Zuchtvieh fehlten, Geld und Kraft zum Wiederaufbau waren nicht vorhanden. Einige Grundherren unterstützten finanziell, Bauern verloren ihr Besitzrecht, es fand verstärkt Bauernlegen (Niederlegen oder Zusammenlegen von Bauernstellen) statt. 1645 wurde die Leibeigenschaft mit Gesindeordnung und 1654 die Gesinde-Tagelöhner-Baur-Schäffer-Tax- und

Victual-Ordnung eingeführt. „Die Bauern, die bis dahin die stärkste soziale Position unter der nicht-herrschaftlichen Landbevölkerung einnahmen, wurden persönlich von den Grundherren abhängig, denen auch die Gerichtsbarkeit und eine Schutzpflicht bei Alter und Krankheit oblag“ (Niemann 2020: 9).

„Als Durchmarschgebiet der Truppen, zwischen Schweden, Dänemark und Brandenburg liegend, war Mecklenburg eines der am stärksten vom Kriege betroffenen Länder. Die



Soldaten plündern einen Bauernhof. Ausschnitt aus einem Gemälde von Sebastiaen Vrancx (1573–1647), ca. 1620. Sammlung Dt. Hist. Museum. Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vrancx_Soldiers_Plundering.jpg

² Landeszentrale für politische Bildung M-V 2018: Landeskunde. Die Geschichte des Landes. <https://politik-mv.de/2018/08/14/die-geschichte-des-landes/> [letzter Zugriff 18.08.2025].

befestigten Städte und Festungen blieben relativ verschont. Neubrandenburg war eine der wenigen traurigen Ausnahmen. Die ungeschützten kleineren Städte und die Dörfer brannten zu großen Teilen ab“ (Karge, Schmied & Münch 2011: 77).

Mecklenburg während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763)

Das Herzogtum litt in den Jahren kaum unter Kriegshandlungen und Zerstörungen. Die Herzöge hatten auf dem vorhergehenden Reichstag ihre Haltung gegen Preußen und für Österreich vertreten. 1757 drangen preußische Truppen von Stettin aus in Mecklenburg ein und besetzten mehrere Städte. Preußische Forderungen belasteten das Land schwer, es musste 15 Millionen Kontribution zahlen, auf Befehl Friedrichs II. wurden Getreide, Vieh und Bargeld erpresst. Preußische Truppen warben brutal Soldaten und verschleppten sie nach Preußen. Das arme Mecklenburg wurde noch ärmer.

„Franzosenzeit“ im Deutschen Reich und Mecklenburg (1806–1815) mit Auswirkungen in unserer Gegend

Der französische Kaiser Bonaparte zog von 1792 bis 1815 mit seinen Truppen durch Europa und verbreitete Angst und Schrecken. 1806 trafen sich französische und preußische Streitkräfte in der Schlacht von Jena und Auerstädt. Die Franzosen siegten, und die Preußen flohen in Scharen unter General Blücher nach Norden auch über die mecklenburgische Grenze. Französische Truppen folgten ihnen, und General Bernadotte besetzte das neutrale Mecklenburg. In der zeitweiligen französischen Provinz ersetzte der französische Adler das Mecklenburger Wappen, der Generalgouverneur hieß Lavel.

Die Niederlage bei Jena und Auerstädt bedeutete das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. (1815 gründeten die souveränen Fürsten und die Freien Reichsstädte den Deutschen Bund. Das Doppelherzogtum Mecklenburg wurde Mitglied des Bundes.)

Die mecklenburgischen Herzöge waren gezwungen, dem Rheinbund beizutreten, was Bonaparte berechtigte, sich in die inneren Angelegenheiten einzumischen und Militärkontingente für seine Kriegszüge zu fordern: 400 Strelitzer und 1.900 Schweriner Soldaten für die Große Armee.

Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin floh nach Dänemark. Alle litten unter den Forderungen der Besatzungsmacht. Bauern und Gutsbesitzer mussten Kontributionen zahlen, außerdem bei Einquartierungen Offiziere und Burschen entsprechend unterbringen und deren Pferde versorgen. Der Peckateler Pastor konnte Gemeindeangelegenheiten nicht erledigen, denn er traf die Brustorfer Bauern, die ständig mit Kriegslieferungen unterwegs waren, nicht an.

Durch Penzlin führte eine Etappenstraße, Gutsbesitzer Ferdinand von Maltzan musste deshalb hohe Kontributionen zahlen, womit Pachtausfälle verbunden waren. Sein Bruder, Friedrich von Maltzan auf Peckatel, war ebenfalls stark belastet. Der Pächter des Hauptgutes Peckatel wurde zahlungsunfähig, für das Vermögen Friederike von Maltzans, geborene von Dewitz, blieben die Zinsen aus. Maltzans Bruder Adolf war von seinen polnischen Besitzungen geflohen, seine Ausgleichszahlungen fehlten ebenso. Friedrich von

Maltzan konnte den Besitz retten, viele andere Gutsbesitzer nicht, allein 1813 sollen es etwa 80 gewesen sein.

Der brandenburgische Graf Blumenthal hatte Friederike von Plessen geheiratet. Sie erhielt wahrscheinlich das Gut Klein Vielen mit Pertinenzien als Mitgift von ihrem Vater, dem Kammerherrn Hartwig von Plessen. Auch Blumenthal geriet in finanzielle Schwierigkeiten und verkaufte 1813 Klein Vielen an den brandenburgischen Prokurator Jahn, nur Liepen und Adamsdorf blieben zunächst sein Eigentum.

Die Landwirte litten stark unter der Kontinentalsperre. Napoleon hatte sie 1805 einrichten lassen. Das Festland war gänzlich abgesperrt, so dass der Seehandel und die Fischerei erlahmten. Mecklenburger Landwirte hatten regelmäßig Getreide nach England geliefert, diese Einnahmen fehlten nun, auch dauerhaft, denn die englischen Viehzüchter lernten notgedrungen, Getreide anzubauen. Im März 1812 zog Napoleon mit der Großen Armee nach Russland, um sein Großreich nach Osten zu erweitern. Etwa 2.000 Mecklenburger mussten mitziehen. Einigen gelang es zu desertieren, die meisten kamen um. Genaue Zahlen sind unbekannt, vermutlich kehrten nur 68 Mecklenburg-Schweriner zurück, kaum 100 Mecklenburg-Strelitzer sahen ihre Heimat wieder. In der entscheidenden Schlacht bei Borodino an der Beresina nahe Moskau hatten die Russen taktisch gesiegt. Nach dem Rückzug der russischen Soldaten aus der Schlachtordnung verließen die Kämpfer der Großen Armee ihre Pferde und warfen ihre Waffen weg, um die Moskauer zu überfallen und um in der Stadt zu plündern. Die Russen hatten die Stadt allerdings bereits vorher verlassen und in Brand gesteckt. Deshalb verschenkten die Franzosen ihren sicheren Sieg. Armselige Reste der Großen Armee wurden in Mecklenburg gesundgepflegt oder starben hier.

Der Friedensvertrag von Tauroggen zwischen Russland und Preußen 1812 war die Voraussetzung für die Freiheitskriege. Zar Alexander unterstützte danach Preußen. 1813 traten beide Mecklenburger Herzöge aus dem Rheinbund aus, die Aufhebung der Kontinentalsperre folgte. An den Freiheitsbestrebungen nahmen Gutsbesitzer und Leibeigene, sogar einige Frauen in Uniform, teil, Friederike Krüger ist die bekannteste. Mecklenburger kämpften an der Seite der Verbündeten, indem sie von 1813 bis 1815 mit 10.000 Mann gegen die Franzosen in den Kampf zogen. Sie nahmen teil an den Schlachten an der Katzbach, an der Völkerschlacht bei Leipzig und an der Entscheidungsschlacht bei Waterloo 1815. Ferdinand von Maltzan führte ein Landsturm-Bataillon bis zur Westgrenze Mecklenburgs. Seinen Leibeigenen, die am Freiheitskampf teilnahmen, versprach er die Freiheit. Am 18. Oktober 1816 löste er mit Erlaubnis des Herzogs sein Versprechen ein, indem er für seine Untertanen und ihre Familien die Leibeigenschaft aufhob.

Friedrich von Maltzan hatte sich durch die Fremdherrschaft erniedrigt gefühlt. An den Zusammenkünften des Landtages, in dieser Zeit politisch bedeutungslos, hatte er nicht teilgenommen. Umso freudiger unterstützte das Ehepaar den Befreiungskampf. Es spendete nach dem Motto „Gold gab ich für Eisen 1813“: ein goldenes Halsband, 13 Pfund Silber, 200 Taler, ein Pferd. Seine Leute stellten die Reiter und gaben 35 $\frac{2}{3}$ Taler. Friedrich von Maltzan trat in den Landsturm ein, wurde aber im Kampf nicht eingesetzt.

Danach feierten die Brustorfer am Jahrestag der Völkerschlacht stets das Erntefest. Speisen, Getränke, Musik und Tanz gehörten dazu. Nach Sonnenuntergang zogen alle mit

Musik zum Barenberg, an der Spitze der Gutsherr mit seiner Familie. Dort war ein mächtiger Holzstoß aufgeschichtet, worauf Teertonnen lagen. Nach dem Anzünden bei Musik und Gesang leuchtete das Feuer weit über das Land als Dank für die Befreiung und zur Ehrung der Opfer.

Land und Leute blieben arm zurück, auch der Staat war hoch verschuldet. Die mageren Abfindungen auf dem Wiener Kongress änderten nichts, nur die Herzöge durften sich künftig „Großherzog“ und „Königliche Hoheit“ nennen. Im Volk blieben Erinnerungen wach, wie Reuters Ut de Franzosentid und zwei Klein Vieler Sagen beweisen.

Reuters gern gelesenes Werk prüften Historiker kritisch auf dichterische Freiheit, denn der Autor war erst zwei Jahre alt, als die „Franzosenzeit“³ begann. Lange wurde noch von den Ereignissen gesprochen, Reuters Vater hatte als Bürgermeister von Stavenhagen die Mannschaften, Offiziere und die Pferde in der Stadt unterbringen und für Verpflegung und Futter sorgen müssen. Eine bedrückende und teure Aufgabe! Reuter kannte also die Verhältnisse aus Erzählungen von Angehörigen und Zeitgenossen.

Auch in Klein Vielen forderten französische Offiziere Quartier und Verpflegung. Das Gut mit weitläufigem Park gehörte damals noch dem Grafen Blumenthal. Die einquartierten Offiziere speisten gern im Freien, der Gastgeberin wider Willen war das Verlangen lästig. Während der Ernte wurde jede Arbeitskraft auf Feldern und Wiesen gebraucht, also musste die Gräfin die Speisen selbst auftragen.

Eines Tages beobachtete sie, mit der Natur vertraut, ein aufziehendes Gewitter. Die Gäste bestanden jedoch darauf, die Mahlzeit im Freien einzunehmen. Die Hausfrau schlug eine Wette vor. Wenn sie recht behielte, sollten die „Gäste“ zukünftig im Speisezimmer essen. Habe sie sich geirrt, könnten sie weiterhin ohne ihr Murren im Freien die Mahlzeiten einnehmen. Sie freute sich, als die Offiziere ins Haus flüchteten, nachdem es ihnen in die Suppe geregnet hatte.

Während hier Schadenfreude zum Ausdruck kommt, verrät die andere Sage eher Verachtung. Anlässlich des herbstlichen Gänseschlachtens wurde mittags als Hauptgericht Schwarzsauer serviert. Plötzlich – woher auch immer – sprang ein Frosch auf den Tisch. Sofort spießte ein Offizier das Tier auf seine Gabel. Knackend verspeiste er es, glaubte er doch, den besten Bissen erwischt zu haben.

Die drei folgenden Kriege auf deutschem Boden, der Deutsch-Österreichische, der Deutsch-Dänische und der Deutsch-Französische werden Einigungskriege genannt, denn durch die Siege gelang Preußen die Reichseinigung unter Ausschluss Österreichs und Dänemarks. Im Krieg gegen Frankreich wollte Preußen Elsass-Lothringen unterwerfen, um die Ressourcen nutzen zu können. Diese Kriege betrafen die Mecklenburger kaum.

Mecklenburg im Ersten Weltkrieg 1914–1918

Vorgeschichte

Nach der Reichseinigung und dem Sieg über Frankreich 1871 entwickelte sich die deutsche Wirtschaft in rasantem Tempo. Frankreich hatte Elsass-Lothringen abgetreten und

³ Die Epoche unter napoleonischem Einfluss nennt man Franzosenzeit in Anlehnung an Reuters Werk Ut de Franzosentid.

fünf Milliarden Kriegsschädigung gezahlt. Deutschland gewann dadurch wertvolle Eisenerz- und Kalivorkommen.

Die deutschen Gründerjahre begannen mit der schnellen Entfaltung von Industrie, Handwerk und Dienstleistungen. Zum Beispiel: 1886 brachten Daimler/Maybach den ersten vierrädrigen Kraftwagen auf den Markt, Flugzeuge und Zeppeline erreichten laufend Rekorde, 1895 fand die erste Kinoaufführung statt. 1903 überholte Deutschland die englische Stahlproduktion, es bildeten sich Fertigungsbranchen heraus, wie Maschinenbau, optische Geräte, Fern- und Elektromechanik. Das Ruhrgebiet wurde unter Krupp und Thyssen zum Inbegriff deutscher Wirtschaft. Deutschland entwickelte sich allmählich zur größten Wirtschaftsmacht in der Welt. Auch auf wissenschaftlichen Gebieten konnte man Erfolge aufweisen, Röntgen, Koch, von Behring, Einstein und Hahn wurden weltbekannt. Wegen der großen Erfolge wuchs nicht nur bei dem Kaiser der Patriotismus zum Chauvinismus, zum Größenwahn. Er trat als Verfechter der Großmachtpolitik und Förderer der Schwerindustrie auf, dachte soldatisch und liebte militärisches Gepränge, deshalb erwarb er die Sympathien der konservativen Kreise und des Bürgertums. Der Kaiser bekundete sogar Verständnis für die Arbeiter und setzte sich für soziale Reformen ein.

Er betrieb die „Außenpolitik der Unvernunft“. In einer Rede drohte er Russland, die Auseinandersetzung mit den Slawen komme, er wisse nur noch nicht wann. Nach der Ermordung eines deutschen Diplomaten in China (Boxeraufstand) hielt er am 27. Juli 1900 die berühmt-berüchtigte „Hunnenrede“. Er schickte deutsche Truppen nach China mit dem Auftrag „Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht!“ Diese Rede ging „wie ein Lauffeuer“ um die ganze Welt.

Wegen der veränderten Verhältnisse in Europa infolge der raschen Industrialisierung verstärkte sich der Kampf um Rohstoffe und Absatzmärkte in Übersee, deshalb entstanden 1907 Bündnisse: Großbritannien, Frankreich und Russland gegen Deutschland, Österreich und Italien. Der Erwerb deutscher Kolonien und Unruhen auf dem Balkan verstärkten die kritische Situation. England wollte seine Macht auf den Weltmeeren nicht verlieren, deutsche Exportartikel mussten darum mit „Made in Germany“ gekennzeichnet sein. Frankreich strebte danach, die an Preußen verlorenen Gebiete, besonders Elsass-Lothringen, wieder zu gewinnen.

Italien entwickelte sich wie Deutschland erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem staatlichen Ganzen. Auch hier wuchs der Bedarf an Rohstoffen, deshalb wollte Italien Kolonien erwerben. Russland fühlte sich als Beschützer aller slawischen Staaten und riskierte ein Wettrüsten mit Deutschland, Österreich-Ungarn hatte Probleme mit den Freiheitsbestrebungen unterdrückter Völkerschaften. Als ein Serbe den österreichischen Thronfolger erschoss, erklärte Deutschland als Verbündeter Österreichs am 1. August 1914 Russland den Krieg. Gegen die Kriegshysterie fanden vor dem Krieg 1899 und 1907 auf Anregung Russlands die Haager Friedenskonferenzen statt. Sie blieben am Ende wirkungslos.

Mecklenburgische Landwirtschaft im Krieg

Sofort wurden arbeits- und wehrfähige Bauern, deren Söhne und Landarbeiter eingezogen, folglich durften Wanderarbeiter, vorwiegend russisch-polnische Saisonarbeiter, das

Land nicht verlassen, später arbeiteten auch Kriegsgefangene in der Landwirtschaft. Die einstige Leistungsfähigkeit der Schnitter nahm ab, weil sie nicht ordnungsgemäß untergebracht waren, sie blieben sonst nur während der milden Jahreszeiten vor Ort. Sachgemäße Kleidung fehlte bald, und ihre Nahrungsmittel wurden rationiert. Viele Kriegsgefangene konnten landwirtschaftliche Tätigkeiten nicht ausführen. Um den Mangel zu beheben, zog man einheimische Frauen und sogar Schüler zur Arbeit heran. Kinder, mindestens elf Jahre alt, wurden von der Schule freigestellt, um z. B. bei der Kartoffelernte zu helfen. Der Nutzen war gering, der Mangel blieb.

Die Kavallerie, der Tross und die Artillerie brauchten Pferde als Reit- und Zugtiere. Am 2. August 1918 zog man die brauchbaren ein, die Landwirtschaftskammer in Schwerin empfahl den Einsatz von Zugochsen, die den Mangel jedoch nicht ausgleichen konnten. Immerhin vermittelte die Heeresleitung 1918 den Landwirten für den Militärdienst untauglich gewordene Pferde.



Während das Deutsche Reich im Ersten Weltkrieg von Kriegsschäden noch weitgehend verschont blieb, verheerte der Stellungskrieg in Frankreich weite Gebiete. Bildbeschreibung: Soldaten einer australischen Feldartilleriebrigade der 4. Division auf einem Laufsteg durch Chateau Wood bei Hooze im Ypernbogen, 29. Oktober 1917. [...] Sammlungsnummer des Australian War Memorial : E01220. Autor: Frank Hurley.
Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chateauwood.jpg>

Zu Beginn des Krieges wurden wichtige Rohstoffe für Dünger beschlagnahmt, weil man sie zur Herstellung von Sprengstoffen brauchte. Die Produktion ging stark zurück, gleichzeitig stiegen die Preise. Ohne ausreichende Düngung sanken die Ernteerträge. Deswegen verringerten sich die Viehbestände, und die Menge des natürlichen Dinges nahm deshalb auch ab.

Fabriken, die Landtechnik produziert hatten, mussten zuerst den Bedarf an Kriegstechnik decken. Infolge geringerer Produktion traten bald Mängel auf, worauf sich die Preise drastisch erhöhten. Fachleute, die Maschinen gepflegt hatten, wie Maschinenführer und Schmiede, fehlten, für den Einsatz der Technik fehlten auch Kohle, Spiritus, Benzol und Petroleum. Der Gutsbesitzer Wilhelm von Oertzen schrieb in sein Tagebuch: „Ohne Pferde, Menschen, Beamte, Geräte, Futtermittel und Düngemittel eine Wirtschaft fortzuführen, ist wohl eine Kunst“ (Niemann 2020: 89).

Das tägliche Leben im Krieg – Gefallene aus dem Kirchspiel Peckatel

Kriegerische Auseinandersetzungen fanden nicht innerhalb Deutschlands statt, trotzdem litten die Menschen. Der Offizielle Anzeiger Nr. 155 vom 22. November 1918 enthält folgende Bekanntmachung zur Regelung des Verkehrs und Verbrauchs von Brot und Mehl und die Herausgabe von Brotkarten. Der Verbrauch pro Person pro Woche war wie folgt festgelegt: 1.680 Gramm Mehl oder Zwieback oder 2.400 Gramm Brot (auch Schrotbrot). Für Kinder unter einem Jahr durften höchstens 500 Gramm Brot oder 350 Gramm Mehl oder Zwieback verbraucht werden.

Im „Gemeinde=Blatt 1914“ der Kirchgemeinde Peckatel, herausgegeben von Pastor Dehn, steht, dass 47 Männer und Jünglinge „unter Waffen stehen“, zwei davon zur See, vier waren schon gefallen. Diese Männer fehlten als Arbeitskräfte und Familienväter. Im „Gemeinde=Blatt 1915“ ist an erster Stelle zu lesen, dass am 27. Januar ein Festgottesdienst anlässlich des Geburtstages des Kaisers stattgefunden habe. Am Sonntag danach gedachten die Gläubigen noch einmal des Kaisers, offensichtlich kritiklos. Sie unterstützten auch die Reichswollwoche mit „eine(r) Menge von Wollsachen, die in der Sammelstelle in Neustrelitz zu Decken verarbeitet“ werden sollten.

Da der Krieg von Kriegsanleihen finanziert wurde, fragte Pastor Dehn nach Goldstücken. Er sei bereit, sie in Scheine umzutauschen.

29 Männer aus dem Kirchspiel Peckatel verloren im Ersten Weltkrieg ihr Leben:

- aus *Adamsdorf* Friedrich Ewert, Fritz Schütt, Karl Seemann, Wilhelm Clasen;
- aus *Brustorf* Paul Höpfner, Rudolf Höpfner, Theodor Graupmann, Johannes Arndt, Friedrich Franz Graupmann;
- aus *Hartwigshof* August Hacker, Wilhelm Mohnke;
- aus *Klein Vielen* Ernst Wolter, Wilhelm Luckow, Wilhelm Fölsch, Wilhelm Pickut, August Wolter, Hermann Berner, Hermann Fölsch, Erich Berner;
- aus *Langhagen* Wilhelm Lewald, August Krummsee;
- aus *Liepen* Wilhelm Carls;
- aus *Peckatel* Heinrich Kort, Adolf Rußbüll, August Landt, Emil Maßmann, August Witthuhn, Albert Uteg, Adolf Witt.

Folgen des Krieges

Im November 1918 endete der Erste Weltkrieg mit der Novemberrevolution. Danach brach ein erbitterter Streit um die Gründe der Niederlage aus (Dolchstoßlegende). Extreme Nationalisten vertraten die Meinung, dass Revolutionäre die Niederlage verschuldet hätten. Der englische Historiker Bullock: „Selten ist an einem Volk ein größerer Betrug verübt worden, und doch wurde die Lüge hartnäckig wiederholt und von vielen geglaubt – weil man gern an sie glaubte ...“ (Bullock 1953: 55).

Was tatsächlich geschah „... am 9. November um 11 Uhr verweigerten 39 Frontgenerale ihrem Oberbefehlshaber in fast aussichtsloser Lage an der Westfront den Gehorsam. Die deutsche Armee war weder fähig noch bereit ... für den Kaiser zu kämpfen“ (Nordkurier 7.11. 1998, S.6).

Im Sommer 1919 trafen sich die Alliierten mit Vertretern des Deutschen Reiches, um den Versailler Vertrag auszuhandeln, sie traten dabei als unerbittliche Sieger auf. Zum Beginn des Krieges hatten sie eine Handelsblockade gegen das Deutsche Reich eingerichtet. Daran hielten sie noch fest, weil die deutschen Verlierer die Bedingungen des Vertrages nicht anerkennen wollten. Die Alliierten sprachen Deutschland die Alleinschuld zu, um hohe Reparationen zu erreichen. Bis heute wird um diese Schuldfrage gestritten.

Die Gebietsverluste (ein Siebtel des Gebietes; 10 % der Bevölkerung) und die zeitweisen Gebietsabtretungen (Saarland) schwächten die Wirtschaft außerdem. Deutschland verlor Rohstoffvorkommen und Produktionsstätten an Frankreich, Belgien, Dänemark, Litauen, Tschechoslowakei und Polen.

„Kriegswirtschaft, Missernten, vor allem aber das 1915 durch die damalige Welthandels-großmacht England erlassene Handelsembargo, welches das Deutsche Reich unter anderem von der Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse ausschloss, hatten im ganzen Land zu Not und Elend geführt. Der Krieg war vorbei, doch hungerten die Menschen in Deutschland nach wie vor in heute unvorstellbarem Maß. Es starben Hunderttausende vor allem in den Städten, denn dort standen pro Person und Tag kaum mehr als 1.000 Kilokalorien Energie zur Verfügung. Das Vereinigte Königreich hob die Blockade zwar im Sommer 1919 auf, doch besserte sich die Lage kaum“ (Nordkurier/Heimatkurier, 26.3.2025, S.19). Wegen des Mangels an Nahrungsmitteln brachen ansteckende Krankheiten aus. Besonders die Spanische Grippe und Lungentuberkulose forderten viele Opfer. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde in vielen deutschen Familien immer noch von dem Leid gesprochen.

Mecklenburg im Zweiten Weltkrieg 1939–1945

Vorgeschichte

Die Friedensregelungen im Versailler Vertrag waren nicht lange wirksam, weder politisch noch wirtschaftlich, auch nicht militärisch. Deutschland, dem Hauptverlierer, gelangen Lockerungen, z. B. ein Ende der Reparationsleistungen 1932.

Die Regierungen von Japan, Italien und Deutschland strebten danach, die Siedlungsräume zu ihrem Vorteil neu zu verteilen gegen die Interessen der Großmächte Großbritannien, Frankreich und der USA, es ging dabei auch um Rohstoffquellen und Absatzgebiete. Das

nationalsozialistisch geprägte Deutschland wollte unbedingt die Gleichstellung mit den Siegermächten auf militärischem und außenpolitischem Gebiet erreichen.

„Zum Ende der dreißiger Jahre änderte sich das Verhältnis von Großbritannien zu Deutschland“, die Engländer, die für Hitler Respekt aufgebracht hatten, befiel Zweifel. „Spanien putschte gegen die Demokratie, und der Bürgerkrieg wurde von Deutschland und Italien mit Waffenlieferungen unterstützt. Die Versailler Friedensordnung wurde brüchig, da Deutschland vertragswidrig die allgemeine Wehrpflicht einführte, in das entmilitarisierte Rheinland einmarschierte, Österreich dem Deutschen Reich einverleibte, dazu die sudetendeutschen Gebiete von der Tschechoslowakei abspaltete und ins Nazireich eingliederte“ (Hein 2025: 171 f.). Diese Vorgänge verunsicherten nicht nur die Briten.

Kriegsverlauf im Überblick

Am 1. September 1939 überfielen auf Befehl Hitlers die Wehrmacht und die Waffen-SS Polen. Großbritannien und Frankreich erklärten sogleich als Verbündete Polens Deutschland den Krieg. Deutsche Truppen überfielen 1940 nach dem Sieg über Frankreich Dänemark und Norwegen. Am 10. Mai 1941 besetzten Deutsche die Niederlande, Belgien und Luxemburg und missachteten damit auch deren Neutralität. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 weitete sich der Krieg zu einem Weltkrieg aus. Spannungen im asiatischen und pazifistischen Raum entstanden, in Nordafrika kämpften deutsche gegen englische Truppen. Am Ende des Krieges befand sich Deutschland mit etwa 60 Staaten im Krieg.

Das NS-Regime hatte die Stärke Großdeutschlands über- und die der Gegner unterschätzt. Hohe Verluste an Menschen und Material verursachten Niederlagen gegen die Rote Armee wie die Schlachten um Stalingrad, am Kursker Bogen und zuletzt auf den Seelower Höhen, obwohl die Rote Armee immer mehr Opfer als Wehrmacht und Waffen-SS beklagte. Am 6. Juni 1944 landeten US-amerikanische und britische Truppen in Frankreich, die zweite Front entstand, im September fiel Aachen, der Krieg hatte das Deutsche Reich erreicht. Jahrelang hatten die Nazis verkündet: Der Krieg wird nie auf deutschem Boden stattfinden.

Der Zweite Weltkrieg endete am 8. Mai 1945 mit der Kapitulation der Wehrmacht, ein Friedensvertrag wurde nicht abgeschlossen, weil es eine deutsche Regierung als Vertragspartner derzeit nicht gab. Die Alliierten teilten Deutschland in vier Besatzungszonen und setzten einen Kontrollrat ein.

Der Krieg richtete entsetzliche Verheerungen an, von 110 Millionen Soldaten fielen 27 Millionen, mindestens 25 Millionen Zivilpersonen starben, 3 Millionen blieben vermisst. Die UdSSR beklagte mehr als 20 Millionen Opfer, China 10 Millionen, Deutschland allein durch Flucht und Vertreibung 2,5 Millionen, bei amerikanischen und englischen Luftangriffen 500.000, Polen 5,8 Millionen, Japan 2 Millionen, Großbritannien 400.000, die USA 300.000. Außer 6 Millionen Juden ermordeten Nationalsozialisten zahllose sowjetische Kriegsgefangene, Roma, ethnische Polen, Homosexuelle, Menschen mit Behinderungen u.a. Deutsche Nationalsozialisten vollzogen das größte Massaker des 20. Jahrhunderts in Europa.

Nach den zwei Weltkriegen musste Deutschland weite Gebiete abtreten, die meisten an Polen. Anfang 1939 hatten die Deutschen noch „von der Maaß bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“ gesungen. Dummheit, Größenwahn und Grausamkeit ließen die Außengrenzen wesentlich näher rücken.

Vorbereitung des Krieges

Einrichtungen und Maßnahmen für die Landwirtschaft

Reichsnährstand: Der Reichsnährstand war ein Zusammenschluss aller Gruppen, die landwirtschaftliche Erzeugnisse herstellten und verbreiteten, ohne Ausnahme (öffentlich-rechtliche Gesamtkörperschaft). Es ging um Produktion, Preise und Absatz. Niemann nennt ihn „ernährungswirtschaftliches Zwangskartell“.

Reichserbhofgesetz: Das Gesetz von 1933 beruhte auf der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie. Erbhöfe mussten die Größe von mindestens 7 ½ ha haben, höchstens von 125 ha. Erbhofbesitzer hießen Bauern, die anderen Landwirte.

Bauer konnte nur werden, wer „deutschen oder stammesgleichen Blutes“ war. Sie durften die Höfe nicht veräußern und nicht mit Schulden belasten, also nicht mehr über ihren Besitz verfügen. Die Nationalsozialisten meinten, den Bauern solle es nicht darum gehen, möglichst hohe Preise zu erzielen, sondern sie sollten nach deutschem Bauernrecht in ihrem Boden fest verwurzelt sein.

Osthilfe: Umschuldungs- und Entschuldungsmaßnahmen der preußischen Regierung nach dem Ersten Weltkrieg, um verschuldeten ostpreußischen Landwirten zu helfen, die wegen der Einrichtung des polnischen Korridors in Schwierigkeiten geraten waren. Die Regierung Brüning erweiterte die kreditpolitische Maßnahme auf Ostelbien und Ostbayern. Ab Juni 1933 bis 1937 wurde die Osthilfe von der nationalsozialistischen Regierung auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt.

Siedlungspolitik: Im Sinne der angeführten Einrichtungen wurde die Siedlungspolitik, die in der Weimarer Republik begonnen hatte, im „Dritten Reich“ fortgesetzt. Beispiele in der Gemeinde Klein Vielen sind die Aufsiedlungen des Gutes Peckatel und des Klein Vielerener Nebengutes Hartwigshof (vgl. Behrens 2015: 24–39 und ders. 2016: 18–22).

Zur Vorbereitung des Krieges gehörte auch der Einsatz von „Arbeitsmädchen“ 1935 in Peckatel. Aus Erfahrung wusste man vom Mangel an Arbeitskräften im Krieg. Die Verbreiterung und das Pflastern der Straße Neubrandenburg-Penzlin-Neustrelitz nützte nicht nur den Bauern der Umgebung, sondern den Transporten der Wehrmacht und Waffen-SS im Krieg.

Mecklenburg im Krieg

Arbeitskräftemangel: Wie schon im Ersten fehlten auch im Zweiten Weltkrieg vor allem Männer im landwirtschaftlichen Arbeitsprozess. Bäuerinnen und Frauen der Gutsbesitzer mussten die Leitung ihrer Betriebe übernehmen, den meisten fehlten jedoch Wissen über und Einblick in die Arbeitsabläufe. Maßnahmen zur Erleichterung waren z. B. Organisation gegenseitiger Hilfe innerhalb eines Dorfes und Verlängerung der täglichen Arbeitszeit auf etwa 11 Stunden. Schüler und Jugendliche wurden als Erntehelfer eingestellt. Das

alles half wenig oder gar nicht. Wieder mussten Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter als landwirtschaftliche Hilfskräfte herangezogen werden.

Den polnischen Kriegsgefangenen wurden 1940 der Status Kriegsgefangene abgesprochen, sie galten danach als Zwangsarbeiter. Viele Einheimische betrachteten sie, der Naziideologie entsprechend, als „Untermenschen“. Dieses Schicksal teilten die aus der Heimat verschleppten Polen und die Zwangsarbeiter aus den Sowjetrepubliken. Sogar in Schriften des Gauleiters Hildebrand werden häufige Prügelstrafen erwähnt und getadelt, denn sie schmälerten die Arbeitskraft.

Niemand führt viele Beispiele dazu an, aber auch solche, die beweisen, dass sich manche Arbeitgeber nicht nur korrekt verhielten, sondern in geringer Anzahl sogar freundschaftlich. Eine Ausnahmestellung hatten die gefangenen Rotarmisten. Als sie Arbeitserlaubnis bekamen, waren schon eine Million verhungert. Sie waren so geschwächt, dass sie erst aufgepäppelt werden mussten, um überhaupt etwas leisten zu können. Trotzdem wurden sie auch weiterhin schlechter mit Nahrungsmitteln versorgt als die Franzosen, so dass einige deutsche „Dienstherren“ versuchten, sich zusätzlich Nahrungsmittel zu verschaffen, weil sie unbedingt leistungsbereite und leistungsstarke Arbeitskräfte brauchten.



Staudengärtnerei und Sommer-Café

PECKATEL

Ulrike Gürtler
Peckatel 24
17237 Klein Vielen

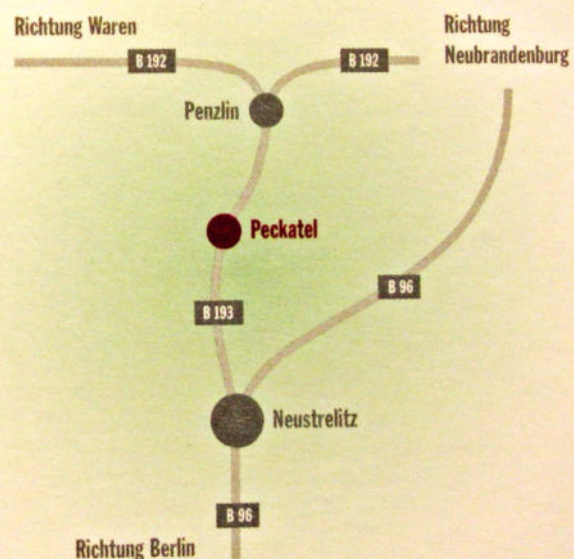
Tel. 039824 20627
www.staudenschmiede.de

ÖFFNUNGSZEITEN GÄRTNEREI:

Mo - Fr 14.00 - 18.00 Uhr
Sa 10.00 - 16.00 Uhr

SOMMER-CAFÉ:

Mitte Mai bis Mitte September **Fr + Sa**
zu den Öffnungszeiten der Gärtnerei
(Änderungen siehe www.staudenschmiede.de)



Trotzdem starben anfangs immer noch sowjetische Kriegsgefangene an Entkräftung. Insgesamt rechnet man mit mehr als zwei Millionen toter Rotarmisten in deutscher Gefangenschaft. Sie wurden alle (meist abwertend) als „Russen“ bezeichnet, obwohl sich in der Roten Armee Soldaten aus 15 Sowjetrepubliken befanden. Das gilt im heutigen Sprachgebrauch immer noch, was jedoch Geschichtsfälschung darstellt.

Der Mangel an Arbeitskräften verschärfte sich nach Kriegsende, als die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter den Heimweg antraten. Nun standen die Bäuerinnen allein im Stall und auf den Feldern, bis Mann oder Sohn eintrafen. Viele kamen nicht, sie waren gefallen, andere waren arbeitsunfähig.

Ernährungswirtschaft: Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges richtete der Landwirtschaftsminister Darré Ernährungsämter auf Kreis- und Landesebene ein. Sie ordneten Lebensmittelrationierung und Bezugsscheinpflicht für die Bevölkerung an. Die wichtigsten Lebensmittel waren danach nicht mehr frei verkäuflich, Butter wurde schon vor dem Krieg rationiert. Jeder Bürger erhielt eine festgelegte Menge zugeteilt, nicht nur die Städter, auch die Landwirte und Bauern.

Die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg führten zu rigorosen Maßnahmen. Damals hatten Hunger und Krankheiten zur revolutionären Stimmung beigetragen. Die Landwirte und Bauern wurden nun als Selbstversorger bezeichnet, sie erhielten für ihre Produkte keine Lebensmittelkarten, für sie galt die Ablieferungspflicht. Besitzer von Milchkühen, die sie fütterten und pflegten, hatten die Milch abzuliefern bis auf je einen Halbliter für Kinder und einen Viertelliter für die Erwachsenen. Kartoffeln durften nicht an Schweine verfüttert, sondern nur zur menschlichen Nahrung verwendet werden.

Mangel an Pferden: Obwohl die Motorisierung im Reich fortgeschritten war, wurden wie im Ersten Weltkrieg Armeepferde für das militärische Transportwesen gebraucht. Insgesamt war die Wehrmacht nicht motorisiert, sondern bespannt und beritten. Das hatte taktische, technische und ökonomische Gründe. Die Futtersversorgung war billiger als Benzin oder Diesel. Pferde waren langlebiger als Fahrzeuge, leiser und wendiger.

Die Beschaffung der Armeepferde geschah wie im Ersten Weltkrieg: Erfassung, Musterrung, Aushebung und Einberufung. Die Bauern waren verpflichtet, die wehrtauglichen Tiere zur Verfügung zu stellen. Das sicherten zwei Gesetze von 1938 über Vorleistungen für Wehrzwecke ab. Außerdem hatten die Bauern ein Soll für Hafer, Heu und Stroh zu erfüllen. 1939 geschah die Einberufung der Pferde in großem Umfang, was erzwungen werden konnte.

Luftkrieg: In dem landwirtschaftlich geprägten Mecklenburg stellten die Dörfer keine echten Ziele im Luftkrieg dar, doch die Hansestädte litten unter verheerenden Bombenangriffen durch Bomber der Royal Air Force ab 1942. Auch Dörfer in den Randgebieten dieser Städte waren betroffen wie Neuendorf, Roggentin und Gut Hof Malchow u. a. In den Städten wurden die Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke stark zerstört, die Dornier-Werke und kleinere Produktionsstätten.

Zu beklagen waren Tote und Verletzte, Überlebende suchten als Obdachlose eine Bleibe. Opfer der Luftangriffe waren deutsche Kinder, Frauen und Greise, also Zivilpersonen, auch eine hohe Zahl an Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, weil nötige Schutzmaßnahmen fehlten. Es dauerte nach dem Krieg Jahre, bis die Schäden in den Städten einigermaßen behoben waren.

Flüchtlinge: Nach der Evakuierung Ausgebombter aus Berlin, Hamburg und anderen Großstädten erreichte Anfang 1945 der Flüchtlingsstrom aus dem Osten über den Land- und Seeweg Mecklenburg. Tag für Tag trafen Flüchtlinge, auch mit Pferd und Wagen, auf Gütern und Bauernhöfen ein. Sie mussten versorgt und über Nacht untergebracht werden, auch die Pferde. Frauen, deren Männer sich an der Front, im Lazarett befanden oder gefallen waren, leisteten über ihre Kräfte Hilfe.

Die Flüchtlinge wurden erst in Lagern untergebracht und wechselten nach der Quarantäne. Das Ausmaß der Belastung für die kleine Region, deren Bevölkerung und vor allem die hier verbliebenen Heimatvertriebenen ist nicht zu ermessen. In den Dörfern wurden die Umsiedler so weit möglich in den Gutshäusern untergebracht oder auf die einheimischen Familien verteilt. Wenn das nicht möglich war, dienten Säle in Gaststätten und Herrenhäusern zeitweilig als Notunterkunft. Außer „einem Dach über dem Kopf“ brauchten die Ankömmlinge Winterbekleidung, Hausrat, vor allem Arbeit. (Deshalb war die Zahl Heimatvertriebener als Bewerber um eine Neubauernstelle bei der Bodenreform größer als die der Einheimischen.)

„Es war ein jämmerlicher Anblick – dieser lange Zug von Kinderwagen und kleinen Fahrzeugen aller Art und Leute, fast alles Frauen und ganz wenige Männer. Man konnte nur noch sagen: Mein Gott, ist das der Preis für Dummheit und Krieg! Es war der schlimmste Anblick, den man sich denken kann.“⁴

Die Einwohnerzahl in Mecklenburg wuchs 1945/46 um fast das Doppelte. Die Front näherte sich Ende April, wo die Alliierten auf Widerstand stießen, wurde gekämpft. Das betraf besonders den Strelitzschen Landesteil. Die Angst vor den Rotarmisten, bewusst von den Nazis geschürt, führte zu großer Zahl von Selbsttötungen. Viele Frauen nahmen sich mit ihren Kindern das Leben. Am 3.5.1945 hatten sowjetische und britische Truppen Mecklenburg erobert.

Peckatel im Krieg

Nach Kriegsausbruch mussten die meisten Bauern (gegen Bezahlung) Pferde und Wagen abgeben, z. B. Bauer Karl Holm zwei Pferde und einen Wagen. Bürgermeister Christian Ullrich gab Genehmigungen zum Schweineschlachten aus, Bezugscheine für Textilien und die Lebensmittelkarten. Einige Bauern und Schmied Heiner Hacker wurden erpresst, in die SA einzutreten, sonst drohe die Einberufung. 1942 wurden sie trotzdem Soldat, Schmied Hacker fiel an der Ostfront. Die „Arbeitsmaiden“ (Reicharbeitsdienst), die seit 1935 als Hilfen für die Bauern in einem Maidenlager (Remersches Haus) untergebracht waren, wurden 1940 abgezogen und französische Kriegsgefangene für sie eingesetzt. Das ehemalige Haus des Ortsbauernführers Waje diente als Lager. Zwangsarbeiter, vorwiegend Polen und Jugendliche aus der Sowjetunion, wohnten bei dem jeweiligen Bauern und wurden auch dort gepflegt, während Franzosen nur am Tage bei der Arbeit vom Bauern das Essen bekamen.

⁴ Ernest Bevin, 1945–1951 Außenminister Großbritanniens, in einer Rede vor dem Unterhaus, zitiert nach Griebisch 2009.

Die Flucht einer Familie aus Klein Vielen

Als die Front sich näherte, flüchteten die meisten Einwohner der heutigen Gemeinde Klein Vielen. Außer Ortsbauernführer Waje kamen alle zurück. Für einige endete der Fluchtweg bei Fürstenberg, weil dort eine Brücke gesprengt worden war. Diejenigen, die die Schweriner Gegend erreichten, mussten zurückkehren, als die englischen Truppen abzogen, den Abmachungen von Jalta und Teheran entsprechend. Am 1. Juli 1945 besetzten Rotarmisten ganz Mecklenburg.

Dieses Schicksal betraf auch die Klein Vielen Familie Schulz. Am 27. April 1945 fuhr der Bürgermeister Schulz in die Kreisstadt Waren, um amtliche Dokumente abzuliefern. Seine Tochter Lucie begleitete ihn. Beide fuhren, wie allgemein üblich, mit dem Fahrrad. Auf dem Rückweg beobachteten sie Bomber, die das Gebiet überflogen. Flüchtlingstecks kamen ihnen entgegen, aber nicht wie gewohnt mit Unbekannten aus dem Osten, sondern mit Bekannten aus den umliegenden Dörfern. Sie riefen ihnen zu, sie sollten sich beeilen, „der Russe“ sei schon in Mecklenburg.

Vater und Tochter fuhren so schnell, wie sie nur konnten. In Klein Vielen warteten Frau Schulz und Lucies Söhne. Dort angekommen, packten Mutter und Tochter hastig Kleidung, Wäsche, Hausrat und Nahrungsmittel, Wertsachen und Papiere in Taschen und Säcke. Vater Schulz half in der Zeit, den Gutstreck zusammenzustellen. Für sich und seine Familie allein konnte er keinen Wagen reservieren, 12 Personen mussten mit ihrem Gepäck Platz finden, außer Familie Schulz noch zwei weitere Familien, die schon eine Flucht erlebt hatten.

Vater Schulz und Tochter Lucie entschlossen sich, mit dem Rad zu fahren. Die Flucht endete in der Umgebung Schwerins. In einem Massenquartier untergebracht, lebten sie dort, bis Ende Juni die englischen Truppen abzogen, dann mussten die Familien nach Klein Vielen zurückkehren, also in die sowjetische Besatzungszone (nach mündlichem Bericht von Frau Lucie Krüger).

Folgen des Krieges im Kirchspiel Peckatel

Auch der Zweite Weltkrieg forderte viele Opfer aus dem Kirchspiel Peckatel. 28 Männer verloren an den Fronten ihr Leben: Hugo Bechdorf, Arnold Bechdorf, Rudolf Schumann, Herbert Kleuckling, Walter Schwerdtfeger, Rudolf Beck, Erich Bierfreund, Werner Luckow, Willi Meyer, Hans Mohnke, Kurt Angermann, Rudolf Angermann, Rudolf Schriewer, Rudi Stenzel, Wilhelm Malchow, Wilhelm Roll, Heinz Eggert, Karl Haase, Wilhelm Wolff, Heinrich Hacker, Gustav Hartmann, Rudolf Mohnke, Hans Schmidt, Wilhelm Wolff, Konrad Meister, Georg Meister, Hans Rediske und Emil Lüpke. Manche Familie verlor durch beide Weltkriege mehrere Angehörige. Drei unbekannte Tote fanden im Gemeindegebiet ihre letzte Ruhe.

Die Sieger trafen in Mecklenburg auf Einheimische, Wehrmachtsangehörige und Flüchtlinge mit unterschiedlichen Erwartungen, nämlich Erleichterung wegen des Endes von Tod und Verderben oder mit Zukunftsangst und Hoffnungslosigkeit. Vergehen der Rotarmisten, wie Plünderungen und Vergewaltigungen, führten zu Panik und weiteren Selbstmorden.

In der damaligen Gemeinde Peckatel (Peckatel mit Jennyhof und Brustorf) gab es zahlreiche Schwierigkeiten und Probleme der Nachkriegszeit: „Unterbringung der zahlreichen Flüchtlinge und Umsiedler, Diebstähle, Schwarzhandel, Schiebereien bei der Verteilung knapper Ressourcen, kriegsbedingte moralische Verwahrlosung, zeitweise ein Rechtsvakuum ...“ (Behrens 2024: 58 f.)

Die Gemeinde gehörte damals zum Kreis Waren, und die Verwaltung arbeitete nach ihren Möglichkeiten, kontrolliert durch Offiziere der Roten Armee. Um einen Überblick zu bekommen, gab sie maschinengeschriebene Fragebogen heraus. Aus der Gemeinde Peckatel: Am 19. Oktober 1945 hielten sich 200 Flüchtlinge in den Dörfern auf, aber nur 232 arbeitseinsatzfähige Einheimische und Flüchtlinge insgesamt.

Auf dem Fragebogen vom 31.12.1945 verlangte man Angaben über die Zusammensetzung der Bürger, eingeteilt nach Alter und Geschlecht. Außer 179 Frauen im Alter von 20 bis 65 Jahren sind nur 96 Männer auf der Liste angegeben. Die meisten Frauen mussten allein die zeitbedingten Schwierigkeiten überwinden und die Probleme lösen.

Dieser Zustand gilt offiziell nur für Flüchtlings- und Umsiedlerfrauen, aber auch die einheimische Bevölkerung stand vor fast unlösbaren Aufgaben. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene hatten während des Krieges den Frauen geholfen, nun standen sie allein da. Einige Flüchtlinge und Jugendliche waren zur Hilfe bereit, allerdings nur für „Naturallohn“.

Am 17. Januar 1948 wohnten nach Angabe des Bürgermeisters in den Dörfern 303 Einheimische. Hinzu kamen 298 Flüchtlinge. In der Gemeinde Peckatel war also wie im ganzen Land die Bevölkerungszahl auf fast das Doppelte gestiegen.

Viele entscheidende Änderungen mussten akzeptiert werden, z. B. die Gründung des Landes Mecklenburg-Vorpommern, die Vereinigung von SPD und KPD zur SED, die Bodenreform, die Schulreform und vieles andere in der SBZ. Flüchtlinge blieben oder zogen weiter, Vertriebene kamen an, ehemalige Wehrmachtsangehörige kehrten heim oder fanden ihre Angehörigen nach der Flucht. Es dauerte Jahre, bis eine gewisse Normalität einzog.



Gedenkstein für die Gefallenen der beiden Weltkriege in der Kirche Peckatel. Foto: H. Behrens.

„Neben vielen Einheimischen waren es gerade Flüchtlinge und Umsiedler, die als überlebende Opfer des faschistischen Krieges im antifaschistisch-demokratischen Umwälzungsprozeß eine wesentliche Rolle spielten. Zusammen mit den aufbauwilligen Einheimischen verwandelten sie Mecklenburg auf Dauer gründlich – ökonomisch, politisch und kulturell. Zunächst jedoch bewirkte der Zustrom von knapp einer Million Menschen eine enorme demographische Wandlung. ... Seit Jahrhunderten hatte auf Mecklenburg keine innerethnische Bewegung solchen Ausmaßes eingewirkt. Der Nationalität nach Deutsche, waren die ost- und südostdeutschen Umsiedler ihrer Mentalität, ihren Lebensweismerkmalen und Wertvorstellungen, oft auch ihrer Religionszugehörigkeit nach (1950 in Mecklenburg: 11% Katholiken, 85% Evangelische) – und bis zu einem bestimmten Grade sogar ihrem physischen Habitus – doch stark verschieden von den Mecklenburgern bzw. von den Vorpommern. Das führte anfänglich zu ersten Schwierigkeiten vor allem für die Umsiedler selbst, bot jedoch eine große bevölkerungspolitische Chance für das Land, die letztlich nicht ungenutzt blieb. Andere Temperamente und neue Anschauungen lockerten die erstarrten Verhältnisse besonders in den Dörfern und Kleinstädten auf, zunächst innerhalb der einzelnen Klassen und Schichten, dann auch im breiteren sozialen Rahmen“ (Bentzien 1988: 98 f.).

Was Bentzien hier an Entwicklungs- und Integrationsproblemen für Mecklenburg und Vorpommern beschreibt, gilt gleichermaßen für die Orte in der Gemeinde Klein Vieln. Dass in den 1950er und 1960er Jahren eine gewisse Normalität einkehrte, war auch den Flüchtlingen und Umsiedlern zu verdanken, die sich hier eine neue Heimat schufen.

Literatur

- Behrens, Hermann: Zur falschen Zeit am falschen Ort. Der Lebensweg des Otto Remer. Friedland 2024.
- Behrens, Hermann: 80 Jahre Hartwigsdorf. Dorfzeitung – Leben zwischen Lieps und Havelquelle. Nr. 7 (2016): 18–22.
- Behrens, Hermann: Landwirtschaftliche Siedlung in Mecklenburg in der NS-Zeit – am Beispiel der Güter Klein Vieln und Peckatel. Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern **19** (2015) 1: 24–39.
- Bentzien, Ulrich: Volkskultur in Mecklenburg. Ein historischer Abriß. Erster Teil. In: Bentzien, Ulrich & Neumann, Siegfried (Hrsg.). Mecklenburgische Volkskunde. Rostock 1988: 9–120.
- Boll, Franz: Meklenburgs deutsche Colonisation im 12. und 13. Jahrhundert. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde **13** (1848): 57–112.
- Boll, Franz: Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Band 1. Neubrandenburg 1855.
- Bullock, Alan: Hitler. Eine Studie über Tyrannei. Düsseldorf 1953.
- Eckert, Siegfried: Der Kampf ums tägliche Leben. Flüchtlinge und Umsiedler in MV. In: Nordkurier/Heimatkurier vom 29.3.2005, S. 26.
- Eckert, Siegfried: Deutsche und slawische Bauern beim Landesausbau im 13. Jahrhundert. In: Landesheimatverband Mecklenburg-Vorpommern (Hrsg.): Heimathefte für Mecklenburg und Vorpommern **4** (1994) 3: 31–34.
- Engels, F. (1882): Die Mark. In: Marx-Engels-Werke (MEW) 19. Berlin 1987: 315–330.
- Ernstes und Heiteres aus Mecklenburg. Gesammelt von H.C.D. Staudinger sen. Rostock 1897.
- Ernst, H.: Die Kolonisation Mecklenburgs im 12. und 13. Jahrhundert. In: Schirmacher, F. (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs, Band 2. Rostock 1875: 1–130.
- Griebsch, Robert: Ein langer Weg nach Europa. Britische Europapolitik von Ernest Bevin bis Harold Macmillan (1947–1963). Studienarbeit. München 2009.
- Hein, Christoph: Das Narrenschiff. Berlin 2025.

Karge, Wolf; Schmied, Hartmut & Münch, Ernst: Die Geschichte Mecklenburgs: Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Rostock 2011.

Niemann, Mario: Beständiger Wandel. Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Mecklenburg von 1900 bis 2000. Rostock 2020.

Pleticha, Heinrich & Müller, Wolfgang: Kulturlandschaft Mecklenburg-Vorpommern. Würzburg 2000.

Voß, Rolf: Neubrandenburg. In: Erstling, Frank & Saß, Frank (Hrsg.): Mecklenburg-Strelitz – Beiträge zur Geschichte einer Region. Friedland 2001: 291–299.

Witzke, Harald: Mecklenburg-Strelitz 1701–1918. In: Erstling, Frank & Saß, Frank (Hrsg.): Mecklenburg-Strelitz – Beiträge zur Geschichte einer Region. Friedland 2001: 113–142.

Archivalien und mündliche Quellen

Lehnakten Klein Vielen und Peckatel im Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern.

Pfarrakten Peckatel.

Akten Gemeinde Peckatel. Kreisarchiv Landkreis Mecklenburg-Strelitz. Neustrelitz.

Visitationsprotokoll Kirchgemeinde Peckatel 1661.

Holm, Karl: Mündlicher Bericht 1999.

Krüger, Lucie: Mündlicher Bericht 1980.



Seehaus Hartwigsdorf

Wir freuen uns auf Ihren Besuch in unserem
Gasthof am Kreutzsee!

Telefon: (039822) 298 413

E-Mail: pieverstorf@web.de

Internet: www.seehaus-wille.de

Die Öffnungszeiten entnehmen Sie
bitte unserer Internetseite.

Gutsanlage Groß Vielen erhalten und erlebbar machen – Planung zur Gartendenkmalpflege

Kristin Zimmermann

Bei dem Gutshaus und dem Park in Groß Vielen bei Penzlin handelt es sich um eine vielschichtige Anlage, eine sogenannte Palimpsestanlage. Zahlreiche historische Ebenen der Landschaftsgestaltung überlagern sich hier.

Über ein Semester hinweg haben Studierende der Landschaftsarchitektur an der Hochschule Neubrandenburg unter Anleitung von Professorin Caroline Rolka eine Denkmalpflegerische Zielstellung erarbeitet. Jahrgangsübergreifend waren daran 29 Studierende aus dem fünften und siebten Semester beteiligt.

Ziel der Denkmalpflegerischen Zielstellung ist es einzuschätzen, ob die Anlage aus historischen, kulturellen, technischen und städtebaulichen Gründen zu erhalten ist. Tatsächlich wurde ein Denkmalwert der Anlage festgestellt. Auf dieser Grundlage wurden Maßnahmen entwickelt, um die Anlage zu bewahren und eine dauerhafte Nutzung zu ermöglichen. Dieser Text gibt einen Einblick in die Ergebnisse der Denkmalpflegerischen Zielstellung.



Abb. 1: Überblick über den hausnahen Bereich der Gutsanlage aus südwestlicher Richtung.

Gutsanlage Groß Vielen und Umgebung

Groß Vielen liegt in der Mecklenburgischen Seenplatte und gehört zur Gemeinde Penzlin. Laut Gutachten des Landschaftsarchitekten Stefan Pulkenat ist die Gutsanlage Groß Vielen Bestandteil der „Zentralmecklenburgischen Park- und Gutslandschaft“ in der Mecklenburgischen Seenplatte und damit besonders wertvoll und schützenswert (vgl. Pulkenat 2015: 10, ebd.: 31).

Das Dorf ist von landwirtschaftlicher Nutzung geprägt. Felder und Grünland bestimmen die Umgebung. Wichtige Landschaftselemente wie Alleen, Hecken und Gräben gliedern die Kulturlandschaft. An die Gutsanlage grenzt das Naturschutzgebiet Klein Viener See. Im Umfeld liegen zudem Landschaftsschutzgebiete sowie der Nationalpark Müritz.

Das Gutshaus und der umgebende Gartenteil befinden sich heute im Besitz der Familie Leopold-Harms. Der Gutsark ist Eigentum der Gemeinde. Aus naturschutzfachlicher Sicht besonders hervorzuheben sind auf dem Gelände zwei geschützte Kleingewässer mit Röhricht und Totholz, die wertvolle Habitate für Amphibien darstellen (vgl. WWF 2022: 5ff.). Auf der betrachteten Fläche wurde trotz beträchtlichem Aufwuchs keine Waldeigenschaft festgestellt. Eine aktuelle Herausforderung könnte die Ausweisung von Vorranggebieten für Windenergieanlagen auf Grundlage des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) bilden (vgl. o.V. 2025).

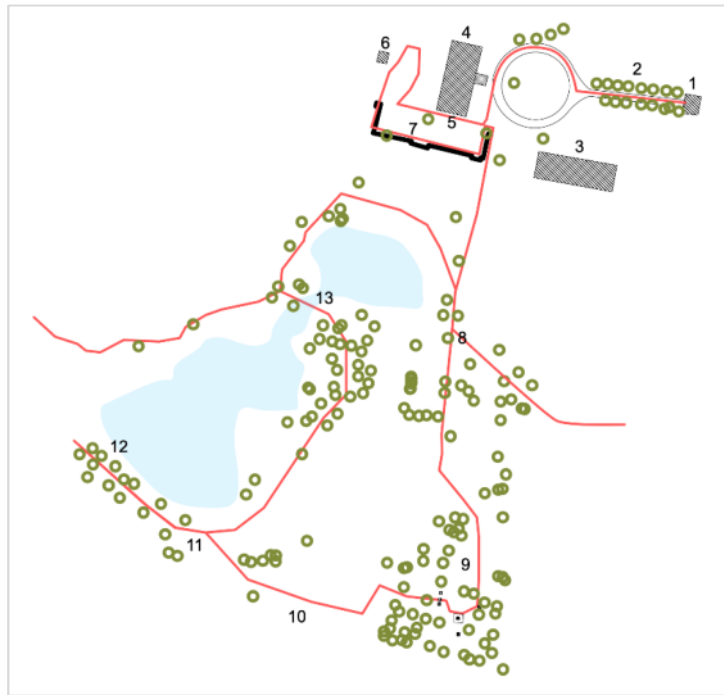


Abb. 2: Wegeführung über die Gutsanlage Groß Vielen.

Ein Spaziergang über die Gutsanlage

Um einen Überblick über die umfangreiche Gutsanlage zu bekommen, unternehmen wir in Gedanken einen Spaziergang über die Fläche.

Die Gutsanlage Groß Vielen betreten wir über die Klein Vieler Straße durch den Rundbogen des Torhauses. Das Gebäude mit steil aufragendem Dach wurde im Jahr 1740 erbaut.

Über historisches Kopfsteinpflaster laufend, nähern wir uns dem Gutshaus. Gerahmt wird das Grundstück von roten Backsteinmauern. Eine Allee aus Zierkirschen weist den Weg zum Gutshaus. Pferdekoppeln befinden sich dahinter, einseitig mit einem Stall.

Ein kreisrunder Platz betont das dahinterliegende Gutshaus. Dieses ehemals historische Rondell ist mit Rasen und zwei Goldzyypressen bepflanzt. Das Gutshaus selbst ist ein zweigeschossiger Bau. Heute zeigt es eine schlichte, symmetrische Fassade mit halbrundem Giebel. Eine repräsentative Treppe ist von Rotbuchenhecken gerahmt. An der Südseite führt eine Veranda, die aus der Zeit des Jugendstils stammt, in den Garten der Gutsanlage.



Abb. 3: Der historische Eingang zur Gutsanlage: Der Rundbogen des Torhauses mit Blick auf Kirschallee und Gutshaus.



Abb. 4: Blick aus dem tiefergelegenen Hausgarten auf das Gutshaus mit Jugendstil-Veranda.



Abb. 5: Rosenpavillon im Winter.

Der Privatgarten im Reformgartenstil ist durch Betonmauern gefasst. Stattliche Altbäume fallen ins Auge, darunter eine markante Platane und eine Rosskastanie. Einfassungen aus historischem Betonstein umgeben diese Solitärbäume, sind jedoch durch den Wurzeldruck beschädigt. Staudenbeete sind von Buchshecken umrandet.

Nördlich des Hauses erstreckt sich ein Obstgarten mit Apfel- und Quittenbäumen, ergänzt durch Linden und Holunder. Auch ein historischer Rosenpavillon in Holzbauweise ist in diesem Bereich der Anlage zu finden.

Zurück im balkonartig angelegten Garten, der einseitig mit einer Mauer umfasst ist, öffnet sich der Blick in den topografisch niedriger gelegenen, landschaftlichen Park im Süden des Gebäudeensembles. Über Trampelpfade und durch eine Schranke aus Holz hindurch gelangen wir in die landschaftlich angelegte Parkanlage. Der in jüngerer Zeit aufgewachsene Spitzahorn dominiert zunächst die Vegetation. Rechter Hand passieren wir den ersten Teich. Dichte Röhrichtbestände umgeben die Wasserfläche.

Wir folgen dem Trampelpfad, Baumbestand und Aufwuchs werden dichter. Ein stark ausgebildetes Unterholz, Hainbuchen, Buchen und Eichen begrenzen den Weg. Das dichte Geäst

wird von lockeren Rotbuchenbeständen abgelöst. Die hohen Bäume bilden einen hallenartigen Waldcharakter. Eine angrenzende Lichtung tut sich dahinter auf. Sie ist mit Sitzgelegenheiten ausgestattet.

Im südöstlichen Bereich des Parks entdecken wir die Grabanlage der Familie Wenck. Eiben als Symbol der Trauer kennzeichnen den Eingang zu diesem Bereich. Auf einer kleinen Lichtung befinden sich drei Grabsteine, von Linden gefasst und dichtem Aufwuchs umgeben. Eine Treppenanlage führt auf einen Hügel, auf dem sich ein weiteres Grab befindet. Die Anlage ist überwuchert und teilweise beschädigt.

Wir folgen einem Trampelpfad in westlicher Richtung und gelangen zu einer Wiese mit altem Obstbaumbestand. Der fehlende Pflegeschnitt der vergangenen Jahre und Jahrzehnte ist den Bäumen anzusehen. Auf dem Weg fällt ein Obelisk ins Auge. Ein eisernes Kreuz ist in die Betonstele eingearbeitet.

Ausgehend vom Obeliskengabelt sich der Weg. Westlich des Gedenksteins führt eine Brücke auf einen kaum wegbaren Trampelpfad. Offenbar säumte hier eine Allee einst den Weg. Einzelne Rosskastanien mit schlechtem Vitalitätszustand und Baumstümpfe zeugen davon. Der Pfad endet an einem Zaun.

Wir wählen den Weg in Richtung Norden, entlang des unteren Teichs. Zwei Trauerweiden lassen ihre Äste in den Teich hängen. Linker Hand tut sich ein Weg zwischen den beiden Teichen auf. Wir folgen diesem; Brombeersträucher und Rosskastanien empfangen uns. In südwestlicher Richtung hat sich eine breite Ufervegetation gebildet. Totholz und Unterholz bilden ein naturnahes Erscheinungsbild. Knöterich wuchert. Vereinzelt gesellen sich Schwarzerlen hinzu. Der Trampelpfad endet plötzlich. Brombeeren und vereinzelte Rosskastanien begleiten uns auch auf dem Weg entlang des nördlichen Teichs, in Richtung des Gutshauses. Zwei Stege ragen in das Gewässer. Über einen Weg durch starken Aufwuchs gelangen wir zurück zu den Rotbuchen, die mit ihren Baumkronen ein kathedralenartiges Dach formen.

Wir verlassen den Park über den Zugang auf der östlichen Seite der Anlage. Dieser führt wenig auffällig zwischen der Wohnbebauung zurück auf die Klein Vieler Straße.

Historische Schichten der Gutsanlage

Groß Vieln wurde 1170 erstmals erwähnt, als Herzog Kasimir von Pommern-Demmin es dem Kloster Broda schenkte (vgl. Lisch 2011: 13). Der Ort entwickelte sich über Jahrhunderte unter wechselnden Adelsfamilien, bis die Familie Wenck das Gut übernahm



Abb. 6: Eisenbetonmauer des Hausgartens und Blick in den Landschaftspark.



Abb. 7: Treppenanlage, Hügel und der darauf stehende Grabstein, überwuchert mit Efeu.



Abb. 8: Historischer Blick in die Kulturlandschaft um 1910.



Abb. 9: Dieser Blick ist heute durch Bäume verdeckt.

(vgl. Traditionszimmer Gemeindehaus Groß Vielen). Das Gut umfasste rund 700 Hektar Land (vgl. o.V. Rittergut Groß Vielen). Um 1910 ließen die Besitzer Haus und Park durch den Architekten Paul Korff und den Landschaftsgestalter Richard Habich umgestalten.

Nach 1945 wurde die Familie Wenck enteignet und die Anlage in ein volkseigenes Gut umgewandelt. Zu DDR-Zeiten diente das Haupthaus als Gemeindeverwaltung, Kindergarten, Kantine und Konsum. Der Park verwilderte weitestgehend. Nur die Obstgehölze im südlichen Bereich der Anlage zeugen von einer Nutzung in dieser Epoche.

Aus verschiedenen Epochen liegen Kartierungen und Luftbilder vor, die Rückschlüsse auf die Entwicklung der Gutsanlage zulassen.

1. Barocke Formsprache bis 1763

Auf Karten aus der Zeit des Barock sind streng geometrische Strukturen zu erkennen. Das Gutsensemble thronte topografisch erhaben über den umgebenden Ländereien. Die Gebäude waren zueinander symmetrisch

angeordnet und bildeten einen gemeinsamen Innenhof. Linear angeordnete Wasserbecken sind am heutigen Standort des südlichen Teichs zu erkennen. Ihre historische Funktion konnte bisher nicht abschließend gedeutet werden.

2. Landschaftspark um 1888

Ab 1763 fanden erste Umgestaltungsmaßnahmen des Parks statt. Der Stil des englischen Landschaftsparks setzte der Symmetrie des Barocks die Inszenierung von Natur entgegen. Der Blick in die Kulturlandschaft über bewusst gesetzte Sichtbeziehungen prägte die Konzeption des Parks im Stil des englischen Landschaftsgartens. Der umgestaltete Park sollte mit der Weite der umgebenden Landschaft verschmelzen. Die bewegte Topografie in Groß Vielen harmonisiert hervorragend mit diesem Konzept. So wurde eine Sichtbeziehung vom höhergelegenen Gutshaus über den darunterliegenden Park bis zur Hügelgruppe im Südwesten von Groß Vielen geschaffen.

Geschwungene Wege erschlossen das komplette Gelände. Baumgruppen, sogenannte Baumcluster, und Solitärgehölze wurden gepflanzt. Ein zweiter Teich mit landschaftlicher Uferlinie wurde angelegt, daneben eine weitläufige Rasenfläche.

3. Umgestaltung im Sinne der Reformgartenbewegung um 1910

An die Ideen des englischen Landschaftsparks knüpften die Architekten Paul Korff und Landschaftsgestalter Richard Habich anfangs des 20. Jahrhunderts an. Das Gutshaus erhielt seine neobarocke Gestalt mit klassizistischen Anklängen und Jugendstilelementen an der Veranda. Im hausnahen Bereich wurden typische Elemente des Reformgartenstils ergänzt. In Hausnähe entstanden funktional, axiale und harmonische Gartenräume mit Staudenbeeten, Sitzplätzen und Obstbäumen. Mauern aus Eisenbeton rahmen den terrassenförmig angelegten Garten. Markante Gehölze wie Platanen und Linden wurden in die Gestaltung eingebunden und erhalten ebenfalls Betonborde. Der Park im englischen Landschaftsstil wurde durch Details ergänzt. So ist die Gestaltung der Grabanlage in diese Zeit einzuordnen. Darüber hinaus wurde die Teichanlage erweitert.

Seit 1945 fand teilweise eine Umnutzung statt. Obstbäume und eine Baumschule zeugen von der wandelhaften Geschichte des Ortes zu DDR-Zeiten.

Seit dem Besitzerwechsel im Jahr 2014 werden vielfältige Bemühungen unternommen, dem Ort gerecht zu werden. Es wurden u. a. Zierkirschen gepflanzt, um die einstige Allee zu rekonstruieren.



Abb. 10: Veranda und Pergola um 1910.



Abb. 11: Heutiger Zustand der Veranda.



Abb. 12: Platane mit Holzeinfassung um 1910.



Abb. 13: Die Holzeinfassung existiert nicht mehr.

Heute sind die verschiedenen Phasen der Parkgestaltung erkennbar, wenn auch zum Teil überformt. Aktuelle Luftaufnahmen zeigen die allmähliche Verlandung der Teiche. Frühere Sichtbeziehungen sind insbesondere durch den Aufwuchs von Gehölzen verloren gegangen. Sichtachsen sind zugewachsen, geschwungene Wege teils unterbrochen und ursprüngliche Strukturen überlagert. Fragmente der barocken Symmetrie, des englischen Landschaftsgartens und der funktionalen Reformgartenräume sind noch sichtbar und sollten in Struktur und Substanz erhalten bleiben.

Denkmalpflegerische Bewertung

Die Anlage ist aus mehreren Gründen denkmalwürdig (vgl. §2 Abs. 1 DSchG M-V).

1. Historische Gründe

Insbesondere aus den Phasen der Umgestaltungen um 1788, 1888 und der Überformung um 1910 sind zahlreiche Strukturen in ihrer Grundsubstanz erhalten, die Aufschluss über den historischen Wert der Anlage liefern. Das Gutshaus mit den dazugehörigen Bauten wurde 1703 von Joachim Friedrich von Holstein erbaut und diente über die letzten drei Jahrhunderte als repräsentativer Wohnsitz be-

deutender Adelsfamilien. Das macht die Anlage zu einem wichtigen Teil der Kulturlandschaft und wertvollem Zeugnis der regionalen Geschichte. Auch wenn einige Gebäude des ursprünglichen Komplexes nicht mehr vorhanden sind, sind die Strukturen der Gesamtanlage bis heute ablesbar.

Die zum Teil noch vorhandene bauliche Substanz aus der Zeit um 1788 geht auf das barocke Herrenhaus in seinem Ursprungscharakter zurück. Markant ist dabei die symmetrische Fassade mit halbrundem Giebel sowie die repräsentative Eingangstreppe. Durch die Raumkanten des topografisch höher gelegenen Gutsensembles wurde Anfang des 18. Jahrhunderts eine Struktur geschaffen, die das Zentrum der Ortschaft Groß Vielen bildet

(vgl. Karte Schmettau 1788). Die gesamte Anlage von Groß Vielen, mit den Wirtschaftsgebäuden, dem Torhaus und auch dem Park, dient als Zeugnis für die Gutsgeschichte der Region.

Der weitläufige englische Landschaftspark stammt aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert und steht formal im Gegensatz zu dem Reformgarten, welcher nach der Umgestaltung des Gutes im Jahr 1910 durch Paul Korff und Richard Habicht in der Nähe des Hauses entstanden ist. Der Parkteil ist durch geschwungene Wege und organische Formen gekennzeichnet. Der Reformgarten im hausnahen Bereich zeigt dagegen gradlinige und geometrische Formen. Für den Reformgarten typische Gehölze, wie die große Platane und die Linden entlang der Gartengrenze, sind bis heute erhalten. Die Sichtachsen in den Landschaftspark sind heute in Teilen verwildert, aber noch erkennbar. Wichtig ist die Sichtbeziehung von der Terrasse über den Teich in den Landschaftspark und zurück. Von dem Gutshaus aus schaut man auf die Dorfkirche sowie auf das Torhaus.

Reste von Kastanien- und Rotbuchen-Alleen und verschiedene Altbäume lassen frühere Strukturen erkennen, wie beispielsweise den für Landschaftsparks typischen äußeren Rundweg, den Green Belt. Diese Alleen bilden noch heute wichtige räumliche Punkte. Im südlichen Teil des Parks befinden sich verschiedene Grab- und Ehrenmahle, welche die Geschichte der Besitzerfamilien widerspiegeln und die regionalgeschichtliche Bedeutung für Gut und Parks belegen.

2. Künstlerische Gründe

Die künstlerische Bedeutung der Gutsanlage ergibt sich aus der Arbeit des Architekten Paul Korff (vgl. Bücholdt 2023: 1 f.). Paul Korff hat Mecklenburg durch seine Planungen und baulichen Umsetzungen geprägt (vgl. Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst 1918: 37). Er gilt als einer der wichtigsten Architekten Mecklenburgs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Korff war ein bedeutender Vertreter des Historismus, des Jugendstils



Abb. 14: Familie Wenck vor der Grabanlage, um 1914.



Abb. 15: Heutiger Zustand der Anlage.

und der Heimatschutzarchitektur. Zu seinen Arbeiten zählen herrschaftliche Gutshäuser, repräsentative Villen, bescheidene Miets- und Arbeiterhäuser, aber auch Geschäftsbauten (vgl. Bücholdt 2023: 1). In vielen seiner Arbeiten kann er auch als Restaurator von historischen Bauten gesehen werden. Er entwickelte den Bestand zeitgemäß weiter (vgl. Rolka 2023:1 f.).

In Groß Vielen arbeitete er eng mit dem Gartenarchitekten Richard Habich zusammen. Noch ungeklärt ist, wie intensiv Habich an der gärtnerischen Umgestaltung beteiligt war. Er orientierte sich oft an klassischen Prinzipien der Gartenkunst, wie sie im Barock- und Renaissancegarten zu finden sind. Geometrische Formen und symmetrische Wegeführungen prägten seine Arbeit. Dabei brachte Habich Architektur und Gartenräume zusammen. Mit Terrassen, Treppen und Sichtachsen stellte er Übergänge zwischen Gebäuden und Gartenbereichen her (vgl. Köhler 2009). Ein Artikel aus dem Jahr 1912 im Fachmagazin Gartenkunst verweist darauf, dass Habich in anderen Planungen, etwa für den Hausgarten Zeck in Rostock, Wert auf Aufenthaltsorte und Sitzgelegenheiten legte (vgl. Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst 1912: 137 f.). Die historischen Abbildungen zeigen, dass dieser Anspruch auch in Groß Vielen umgesetzt wurde. In der Planung wurde der „Ziergarten gleichsam als erweitertes Wohnhaus“ (ebd.: 134) angelegt.

Korff und Habich reagieren in Groß Vielen auf den Bestand des englischen Landschaftsparks, der um 1888 angelegt wurde (vgl. Messtischblatt 1888). Im hausnahen Bereich wurden durch das Architektenduo Veränderungen im Reformgartenstil vorgenommen (vgl. Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst 1912: 134 ff.). Die Einrichtung der Terrasse im hausnahen Bereich folgt dabei einer historisch vorhandenen Kante, spitzt diese allerdings durch die Errichtung einer Stützmauer zu. Auch andere Reformgarten-Elemente sind in ihrer ursprünglichen Gestaltung erhalten, darunter Treppen, die Holzkonstruktionen der Veranda und des Rosenbogens und Fundamente der Einfriedung um die Plantane und die Rosskastanie in Hausnähe.

Die Überformung durch Korff und Habich machen die Anlage in Groß Vielen zu einem herausragenden, künstlerischen Beispiel im Rahmen ihres Gesamtwerks (vgl. Rolka 2023: 1).

3. Wissenschaftliche Gründe

Die um 1910 erbaute Betonmauer in Groß Vielen ist von wissenschaftlicher Bedeutung, da sie ein frühes Beispiel für die Anwendung von bewährtem Beton im Außenraum darstellt. In Deutschland nutzte der Gärtner Josef Monier 1860 erstmals dieses Material (vgl. BFT SOTECT GMBH 2024:1). Der Verbund von Beton und Eisen brachte mehr Tragfähigkeit und Flexibilität mit sich. Nur 40 Jahre später gestaltete Korff in Groß Vielen die bis heute erhaltenen, hüfthohen Mauern als Garteneinfassungen aus Eisenbeton. Aus denkmalpflegerischer Sicht liegt der Wert der Betonelemente in ihrer Authentizität, ihrer Funktion als Zeitzeugnis und ihrer Bedeutung als technisches und gestalterisches Experiment. Korffs Verwendung von bewehrtem Beton im Gutshausbau und in der Außengestaltung stellt ein bemerkenswertes Beispiel für die Einführung neuer Baustoffe in der ländlichen Baukunst in Mecklenburg dar (vgl. Büscher 2023). Beton wurde hier nicht nur funktional, sondern gestalterisch eingesetzt, was die Bedeutung von Groß Vielen als technisches Zeugnis unterstreicht.

4. Städtebauliche Gründe

Das Ensemble aus Torhaus, Gutshaus, Arbeiterwohnung und naheliegenden Stallanlagen ist typisch für die ländlichen Regionen Mecklenburgs in der Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Raumkanten bilden das Zentrum des Ortes. Darüber hinaus besteht von der gegenüberliegenden Dorfkirche, erbaut im Jahr 1774, eine direkte Blickbeziehung auf Guts- und Torhaus. Das Gesamtensemble aus Park, Gutshaus und Kirche einschließlich der Sichtachsen in die Landschaft ist ortsbildprägend und mit den angrenzenden Straßen städtebaulich bedeutsam. Die Sichtbeziehung von der Terrasse in die Landschaft unterstreicht den Anspruch als lokalen Mittelpunkt. Die Neugestaltung des Hochbaus durch Paul Korff um 1910 baute auf die vorhandenen Grundmauern auf und bezog sich auf die historische Kubatur.

Maßnahmen zum Erhalt

Um das kulturelle Erbe der Gutsanlage Groß Vielen langfristig zu bewahren und in Teilen wiederherzustellen, wurden gartendenkmalpflegerische Maßnahmen entwickelt. Insbesondere der Park soll für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht, der private Bereich denkmalgerecht aufgewertet werden.

Die Zielstellung orientiert sich am Zustand bis 1910, also vor allem am englischen Landschaftspark des 19. Jahrhunderts und an der Umgestaltung durch Korff und Habich. Vorrang haben Maßnahmen der Pflege und des Erhalts (konservatorische Eingriffe) sowie restauratorische Maßnahmen, etwa Nachpflanzungen historischer Strukturen und Einzelbäume.

Im hausnahen Parterre-Bereich ist kaum Originalsubstanz erhalten. Hier sind denkmalgebundene Neuentwürfe denkbar. Insbesondere die Gestaltung der Pflanzbereiche kann so weiterentwickelt werden, dass auch klimaresiliente Arten verwendet werden.

Im Folgenden geben 8 Empfehlungen einen Überblick über die gartendenkmalpflegerischen Maßnahmen.

1. Historische Raumkanten des Gutsensembles stärken

Die Gesamtheit des Gutsensembles ist, soweit noch vorhanden, in seiner historischen Substanz und Struktur zu erhalten. Dazu gehören Pflege und Erhalt des Gutshauses, des Torhauses und des Stallgebäudes. Der Hühnerstall nordwestlich des Gutshauses sollte dafür zukünftig entfernt werden. Denkbar ist eine Wiederherstellung der geschlossenen Raumkanten durch Neubauten entsprechend der historischen Kubatur der Gutsanlage von 1765.

Entlang der Klein Vieler Straße ist eine Gärtnerei erhalten, die im Jahr 1888 erbaut wurde. Sie ist als historisches Element der Anlage zu verstehen und daher in ihrer Struktur und gestalterischen Einbindung in das Gesamtensemble zu erhalten.

2. Reformgartenelemente in Substanz und Struktur erhalten

Die Ausstattung aus der Zeit der Reformgartenbewegung ist zu erhalten und zu pflegen. Dazu gehören im hausnahen Bereich die Veranda, die Treppe am südlichen Giebel, der

Rosenpavillon sowie die Mauern und Einfassungen um die Solitärbäume. Die Betoneinfassungen um die Kastanie und Platane sind denkmalgerecht zu restaurieren. Dazu ist es notwendig, ihren Umfang an die Bestandsbäume anzupassen. Um den Rosenpavillon herum empfiehlt sich die Nachpflanzung von Rosen nach historischen Vorbildern.

Im Park sind konservierende und restauratorische Maßnahmen an der Grabanlage der Familie Wenck notwendig, um die gestalterische und historische Lesbarkeit und Authentizität des Bereichs wiederherzustellen. Die historische Bausubstanz muss dafür freigelegt und der Wildwuchs entfernt werden. Die teils beschädigten Grab- und Gedenksteine müssen restauratorisch behandelt werden. Der Hügel als Teil der Begräbnisanlage ist denkmalgerecht in die Grabanlage einzubinden, um seine ursprüngliche Funktion sichtbar zu machen. Auch das Denkmal zum Ersten Weltkrieg ist in seiner Substanz zu erhalten. Dazu sind restaurierende Eingriffe notwendig.

3. Nutzbarkeit historischer Wege sicherstellen

Die Wege im Park sollten erneuert werden. Hauptwege können dafür rollstuhlgerecht mit einem Profil von 1,80 Metern ausgebildet werden, Nebenwege als Wiesenwege mit 1,20 Metern Breite sind denkbar. Um die Nutzbarkeit der Wege zu ermöglichen, sollten die Baumkronen oberhalb der Wege auf der Höhe von 2,30m freigeschnitten werden.

4. Historische Sichtachsen erlebbar machen

Einzelne Bäume, Hecken und der großflächige Aufwuchs sind dafür zu entfernen, da sie die Lesbarkeit der historischen Anlage erschweren bzw. Sichtachsen stören. Der ungestörte Blick in die Landschaft ist nicht mehr vorhanden, u. a. aufgrund nachträglicher Bebauung und möglicher Interventionen im Rahmen der Ausweisung als Windeignungsgebiet. Stattdessen soll ein neuer gestalterischer Abschluss der Sichtachsen geschaffen werden. Dies kann etwa durch das gezielte Pflanzen einer Hecke am Rand des Parks oder die Qualifizierung der Obstbaumwiese erreicht werden. Der Sichtfächer in die Landschaft an der Grabstelle müsste ebenfalls dafür freigestellt werden.

5. Grünanlagen pflegen

Aufwuchs und fehlende Baumpflege haben die Fläche in den vergangenen Jahrzehnten geprägt. Insbesondere für die Altbäume müssen bei Baumkontrollen notwendige Maßnahmen festgelegt werden, um diese vital zu erhalten bzw. die Verkehrssicherheit zu gewährleisten. Sollte es zu Ausfällen kommen, sind diese mit standort- und gestaltungsgerechten Arten zu ersetzen, die auch klimaresilient sind. Dies gilt sowohl für die vorhandenen Alleestrukturen als auch für Solitärbäume.

6. Gewässer bewahren

Um die Teiche zu erhalten, müssen diese gepflegt werden. Dies umfasst eine Entschlammung und das Entfernen von Pflanzenresten.

Ein historisches Kanalsystem zieht sich kaum sichtbar durch den nördlichen Teil des Landschaftsparks. Die gestalterische sowie funktionale Bedeutung des Kanalsystems innerhalb der Anlage sollte dauerhaft gesichert werden.

7. *Ökologisches Potential der Anlage nutzen*

Westlich der Teiche liegt eine Fläche mit hohem Anteil an Totholz und Unterholz, die aktuell nicht wegbar ist. Diese kann als Potentialfläche zur Umsetzung von naturschutzfachlichen Maßnahmen weiterentwickelt werden. Das Betreten dieser Fläche durch die Öffentlichkeit ist dafür zu unterbinden.

8. *Entfernen, was dem historischen Erscheinungsbild widerspricht*

Einige Elemente im Park, u. a. Straßenpfosten und Stege, sind nicht mit der Gestaltung der Anlage vereinbar und sollten deshalb entfernt werden.

Auf der Wiesenfläche im Süden der Anlage ist eine geeignete Sitzgelegenheit zu schaffen, um die Fläche erlebbar zu machen. Die Gestaltung sollte sich dafür harmonisch in das historische und landschaftliche Gesamtbild der Anlage einfügen.

Schlussfolgerung

Groß Vielen ist ein bedeutendes Zeugnis der mecklenburgischen Kulturlandschaft. Die Anlage zeigt über Jahrhunderte gewachsene Strukturen, von barocken Formen über englische Landschaftsgärten bis zu den Reformideen des frühen 20. Jahrhunderts. Diese historische Authentizität sollte bewahrt und für die Zukunft geöffnet werden. Damit wird Groß Vielen nicht nur als Denkmal gesichert, sondern auch als erlebbarer Ort der Kulturgeschichte in der Region.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Amt Penzliner Land: Groß Vielen, [online] <https://amt-penzliner-land.de/Amt/Gemeinden/Stadt-Penzlin/Ortsteile/Groß-Vielen/> abgerufen am 22.11.2024).
- BFT SOTECT GMBH (2024): Exkurs Bautechnikgeschichte: Eisenbeton — Wie ging's los mit dem Eisen im Beton? [online] <https://www.bft-sotect.de/blog/exkurs-bautechnikgeschichte-eisenbeton/> (abgerufen am 22.11.2024).
- Bücholdt, Ulrich (2023): Paul Korff (1875–1945). Häuser für große und kleinere Herren, [online] <http://www.kmkbuecholdt.de/historisches/personen/Korff1.htm> (abgerufen am 22.11.2024).
- Büscher, Lucas; Riehl, Wigbert (2019): Beton in der Landschaftsarchitektur, Stadt + Grün, [online] <https://stad-tundgruen.de/artikel/ueber-prozesse-und-potenziale-des-baustoffs-beton-in-der-landschaftsarchitektur-6820> (abgerufen am 10.01.2025).
- Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst (1912): Die Gartenkunst **XIV** (9): 134–138, [online] <https://doi.org/10.11588/diglit.20815> (abgerufen am 22.11.2024).
- Köhler, Udo (2009): Richard Habich – Ein deutscher Gartenarchitekt der Moderne, Verlag für Kunst und Architektur.
- Rolka, Caroline (2023): Landesdenkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern - Paul Korff und sein Einfluss auf die Gestaltung der Außenbereiche um die von ihm gestalteten Gutsanlagen in Mecklenburg. In: Denkmal des Monats März 2023, [online] <https://www.kulturwerte-mv.de/Landesdenkmalpflege/Denkmal-des-Monats/Bisherige-Beiträge/2023-03> (abgerufen am 22.11.2024).
- Pulkenat, Stefan (2015): Bestimmung und räumliche Abgrenzung von Kulturlandschaft unter besonderer Würdigung von historischen Kulturlandschaften in der Planungsregion Mecklenburgische Seenplatte. [online] https://www.region-seenplatte.de/media/custom/3148_130_1.PDF?1549275510 (abgerufen am 04.01.2025).
- Lisch, Georg Christian Friedrich (2011):: Die Stiftung des Klosters Broda und das Land der Rhedarier. In: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde **3** (1838): 1–33 [online] https://mvdok.lbm.v.de/resolve/id/mvdok_document_00000085 (abgerufen am 14.12.2024).
- o.V. (2024): Traditionszimmer Gemeindehaus Groß Vielen (unveröffentlichtes Material, Einsicht: 01.10.2024).

- o.V. (o. J.): Rittergut Groß Vielen. Diplomarbeit (unveröffentlicht).
- o.V. (2025): Beschlussvorlage VV 2/25 der 63. Verbandsversammlung Gegenstand: Teilfortschreibung Regionales Raumentwicklungsprogramm Mecklenburgische Seenplatte - Windenergiegebiete Freigabe des Planentwurfs inkl. des Entwurfs des Umweltberichts für die Beteiligung der Öffentlichkeit sowie der in ihren Belangen berührten öffentlichen Stellen gemäß § 9 Absatz 2 Raumordnungsgesetz (abgerufen am 22.09.2025).
- o.V. (2025a) Landesamt für innere Verwaltung Mecklenburg-Vorpommern Amt für Geoinformation, Vermessungs- und Katasterwesen. In: Geoinformationssystem GAIA-MV. [online] <https://www.geoportal-mv.de/gaia/gaia.php> (abgerufen am 04.01.2025).
- Schmettau, Friedrich Wilhelm Karl von (1788): Topographisch Oeconomisch und militaerische Charte des Herzogthums Mecklenburg Schwerin und des Fürstenthums Ratzeburg. Sectio XII.
- Wiegandt, Max (1912): Eine mecklenburgische Gutsparkanlage. Von Gartenarchitekt Richard Habich, Rostock in M. für die Gartenanlagen und Architekt Paul Korff, Laage i. M. für die Architekturen. In: Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst (1912): Die Gartenkunst, 134-138, [online] <https://doi.org/10.11588/diglit.20815> (abgerufen am 22.11.2024).
- WWF Deutschland Projektbüro Ostsee (2022): Leitbildentwicklung Kleingewässer Hotspot. [online] https://schatzküste.com/wp-content/uploads/Leitbild_KG_Hotspot_29_2022_06_20.pdf (abgerufen am 20.01.2025).

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1, 3–7, 9, 11, 13, 15: private Fotoaufnahme der Studierenden des Seminars Gartendenkmalpflege WS 2024/25. Aufgenommen 15.12.2022.
- Abb. 2: Eigene Darstellung nach o. V. 2025a.
- Abb.8: Habich, R. und Wiegandt, M. (1912) Fotografie der Sichtbeziehung aus dem Gutspark in die Landschaft. In: Eine mecklenburgische Gutsparkanlage. Die Gartenkunst **XIV** (9): 134.
- Abb 10: o.V. (o. J.): Veranda in Groß Vielen um 1912 (Rittergut Groß Vielen - Diplomarbeit, o. D.).
- Abb. 12: Habich, R. und Wiegandt, M. (1912): Fotografie der markanten Platane an der Brüstung. In: Eine mecklenburgische Gutsparkanlage. Die Gartenkunst, **XIV** (9): 137.
- Abb. 14: Bildaufnahme des Gedenksteins der angrenzenden Grabanlagen und vermutlich der Fam. Wenck, Herkunft und Fotograf unbekannt (Fotografie wurde im Traditionszimmer in Groß Vielen abfotografiert).

Aus der Chronik der Gemeinde Klein Vielen – ärztliche Versorgung und Poststellen bis zur „Wende“

Hermann Behrens

Es ist schon interessant, was es bis 1990/91 an Infrastruktur in der Gemeinde Klein Vielen gab. Die folgenden Angaben und Abbildungen zu ärztlicher Versorgung und zu Poststellen stammen überwiegend aus der Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen, die unter dem Dach der Arbeitsfördergesellschaft IPSE in den ersten Jahren nach 1990 insbesondere von Armin Hilgenfeld zusammengestellt wurde.

Die Materialsammlung umfasst acht Ordner, darunter einen mit Quellen zu den Themen „Vereine“ und „Gewerbe“. Zu „Gewerbe“ wurden Zeitungsartikel mit Berichten über die ärztliche Versorgung in der Gemeinde bzw. den Ortsteilen gezählt und in den Ordner wurden auch Informationen zu Poststellen in den Ortsteilen eingeordnet.

Die folgenden Zitate entstammen dieser Artikelsammlung.

Ärztliche Versorgung in Peckatel und umzu...

17.03.1965: „Im Interesse der Gesunderhaltung unserer Bürger ist in diesem Jahr in Klein Vielen und in Strelitz die Einrichtung je einer staatlichen Arztpraxis vorgesehen.“

Freie Erde, 07.04.1978: „Ärztliche Versorgung in und um Peckatel verbessern. Frau Dr. Depka übernahm neue Staatliche Arztpraxis – Zahlreiche Glückwünsche zur Eröffnung überbracht – Sprechstunden auch weiterhin in den Gemeinden



Kreisarzt Dr. Hartmut Kröger gratuliert Frau Dr. Depka zur Übernahme der neuen Staatlichen Arztpraxis in Peckatel. Im Hintergrund Gemeindegewerkschafterin Anneliese Krause.

Ärztliche Versorgung in und um Peckatel verbessern

Frau Dr. Depka übernahm neue Staatliche Arztpraxis – Zahlreiche Glückwünsche zur Eröffnung überbracht – Sprechstunden auch weiterhin in den Gemeinden

Am Dienstag wurde in Peckatel eine neue Staatliche Arztpraxis übergeben. Glückwünsche und Blumen überbrachte aus diesem Anlaß Kreisarzt Dr. Hartmut Kröger. Glückliche Empfängerin war die jetzt hier praktizierende Ärztin Dr. Ingrid Depka. „In dieser modern ausgestatteten Praxis ist den Einwohnern rings um Peckatel eine gute Erstbehandlung garantiert. Macht es sich erforderlich, wird eine Überweisung zum Facharzt ausgesprochen. Und anschließend ist hier wieder durch Frau Doktor eine kontinuierliche Betreuung im Sinne eines Hausarztes gesichert“, sagt Herr Dr. Kröger.

„Die junge Ärztin, die einige Zeit auch als Jugendärztin in Neubran-

denburg tätig war, fühlt sich in ihrem neuen Wirkungsbereich bereits heimisch. Viele Einwohner konnte sie schon seit September in Sprechstunden in den Gemeinden kennenlernen. Wie sehr die junge Ärztin bereits geschätzt wird, geht aus den Gratulationen hervor, die ihr anlässlich der Eröffnung der Praxis auch von Patienten, u. a. von Ernst Iffländer und Frau, überbracht wurden. 37 Ältere und Jüngere suchten sie übrigens in ihrer ersten Sprechstunde am Montag auf.

Ein gerüttelt Maß an Arbeit und Verantwortung hat Dr. Ingrid Depka übernommen. Zu ihrem Bereich gehören nämlich Klein Vielen, Adamsdorf, Krätzburg, Pievorstorf, Granzin und Krienke.

Rund 2000 Bürger wohnen hier. „Darüber hinaus bin ich jede Woche einmal in der Kinderkrippe Höhenstraße. Auch diese Aufgabe möchte ich nicht missen. Besonders liegt mir natürlich die Betreuung der älteren Bürger, hier im Versorgungsbereich am Herzen. Um ihnen unnötige Wege abzunehmen, bekommen sie hier gleich ihre Medizin ausgehändigt. Ich habe auch daran gedacht, in der Praxis Moorpackungen und Bäder zu verabreichen.“ Das sind erste Pläne von Frau Dr. Depka, der wir im Interesse ihrer jetzigen und zukünftigen Patienten Gesundheit und Schaffenskraft wünschen. In der Gemeindegewerkschafterin Anneliese Krause hat sie eine tatkräftige Helferin.

Text und Foto: H. Tiedt

Beitrag von H. Tiedt über die Eröffnung einer Staatlichen Arztpraxis in Peckatel. „Freie Erde“, 07.04.1978. Quelle: IPSE – Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen, Ordner VIII Vereine/Gewerbe.

Am Dienstag wurde in Peckatel eine neue Staatliche Arztpraxis übergeben. Glückwünsche und Blumen überbrachte aus diesem Anlaß Kreisarzt Dr. Hartmut Kröger. Glückliche Empfängerin war die jetzt hier praktizierende Aerztin Dr. Ingrid Depka. „In dieser modern ausgestatteten Praxis ist den Einwohnern rings um Peckatel eine gute Erstbehandlung garantiert. Macht es sich erforderlich, wird eine Ueberweisung zum Facharzt ausgesprochen. Und anschließend ist hier wieder durch Frau Doktor eine kontinuierliche Betreuung im Sinne eines Hausarztes gesichert“, sagt Herr Dr. Kröger. [...] Ein gerüttelt Maß an Arbeit und Verantwortung hat Dr. Ingrid Depka übernommen. Zu ihrem Bereich gehören nämlich Klein Vielen, Adamsdorf, Kratzeburg, Pieverstorf, Granzin und Krienke. Rund 2000 Bürger wohnen hier. [...] In der Gemeindeschwester Anneliese Krause hat sie eine tatkräftige Helferin. Text und Foto: H. Tiedt.“

Kreisarchiv Neustrelitz, Zug 3156, 04.06.1985: „Gemeindeschwester Gudrun Böttcher sorgt um das Wohl der älteren Bürger und kinderreichen Familien.“

Nordkurier, 05.02.1991: „Dr. Kurzidim ... seit April 1989 sind Sie in der Staatlichen Praxis Peckatel als Arzt tätig. Sie betreuen rund tausend Einwohner der Gemeinde Kratzeburg und Klein Vielen.“

Die ehemalige Ortschronistin Gisela Krull erinnert sich, dass Frau Depka seit 1976 im Neubau Peckatel eine 3 ½ Zimmerwohnung als Arztpraxis hatte. Der Neubau war 1976 fertiggestellt worden. 1989 bekam sie mit ihren Söhnen die Erlaubnis zur Ausreise aus der DDR, deshalb übernahm Andreas Kurzidim die Praxis (G. Krull, mündlich).

Nordkurier, 23.02.1991: „Das Schicksal der staatlichen Polikliniken scheint besiegelt. Auch die in Peckatel wird eines Tages aufgelöst. Noch praktiziert hier Dipl.-Med. Andreas Kurzidim, unterstützt von Schwester Margret Gundlach.“

Diese Voraussage sollte sich bald bewahrheiten.

Zur Rolle der Gemeindeschwestern in der DDR

Ende der 1970er Jahre gab es in der DDR über 5.000 Gemeindeschwestern. 377 waren es im Bezirk Neubrandenburg im Jahr 1977 (Richter 1981: 20). In Claus Richters Buch „Die Gemeindeschwester“ heißt es zu ihrer Rolle im Gesundheitswesen der DDR: „Die Gemeindeschwester, in einigen Großstädten auch Bezirksschwester genannt, trägt durch ihr Wirken wesentlich dazu bei, daß sich vertrauensvolle Arzt-Patientenbeziehungen entwickeln können. Sie ist eine echte Partnerin aller Ärzte und Mitarbeiter des Gesundheitswesens, besonders in den Einrichtungen der ambulanten und stationären Grundbetreuung. Bei der Durchsetzung des Hausarztprinzips in den Ballungsgebieten hat sie eine Schlüsselstellung“ (Richter 1981: 21).

Gemeindeschwestern hatten eine volle Arbeitsstelle. Zu ihren sozialen Aufgaben gehörte die Betreuung und Pflege kranker und hilfsbedürftiger Menschen, Unterstützung älterer Bürger, kinderreicher Familien und sozial gefährdeter Menschen, die Verhütung von Krankheiten und die Betreuung von Rekonvaleszenten. Sie hatten auch eine Menge verwaltungstechnischer und organisatorischer Aufgaben zu übernehmen, mussten Karteien führen, Befunddokumentationen erstellen, Protokolle und Berichte anfertigen, Medikamente und Verbandmaterial verwalten usw.

Zur medizinischen Betreuung gehörten unter anderem

- Erste-Hilfe-Leistungen;
- prophylaktische Maßnahmen (z.B. Unterstützung bei der Schwangeren- und Mütterberatung, bei Schutzimpfungen und Reihenuntersuchungen, Maßnahmen zum Jugendschutz, Gesundheitserziehung, hygienische Maßnahmen);
- Veranlassung eines Arztbesuches;
- Hauskrankenpflege;
- Durchführung und Kontrolle von ärztlichen Verordnungen.

Gisela Krull erinnert sich: Die Gemeindeschwester kümmerte sich nicht nur um Kranke, sondern auch um ältere Alleinstehende, und wenn es nur ein Kaffeebesuch war, einfach zum Erzählen. Die Art und Weise hing selbstverständlich von der Eigenart der Schwester ab. Bei Frau Depka fungierte Gemeindeschwester Frau Schulz auch als Sprechstundenhilfe.

Die Ärzte waren auch für die Betreuung der Schulen verantwortlich, z. B. Grippeimpfung o. Ä. In Neustrelitz war eine Schulärztin ansässig, sie war verantwortlich für den Landkreis. Sie untersuchte alle Schüler und Schülerinnen im Rahmen einer Pflichtuntersuchung vor Schuleintritt und in der 3. und 9. Klasse (G. Krull, mündlich).

Poststellen in der Gemeinde Klein Vielen

In der DDR gab es 1989 laut Statistischem Jahrbuch 9.501 Poststellen und 2.352 Postämter sowie 33 Hauptpostämter. Zum Vergleich: Es gab in der DDR ca. 8.800 Gemeinden (MNL 1972: 292).

Über einen Fernunterricht erwarben zukünftige „Poststellenverwalter“ Kenntnisse in den Fächern Postordnung, Zustelldienst, Abrechnungsverfahren, Betriebsökonomie und mussten sich einer Arbeitsprobe, einer praktischen Einschätzung und einem Prüfungsgespräch unterziehen. In der Gemeinde Klein Vielen gab es bis zur „Wende“ vier Poststellen, die von Frauen geleitet (verwaltet) wurden. In



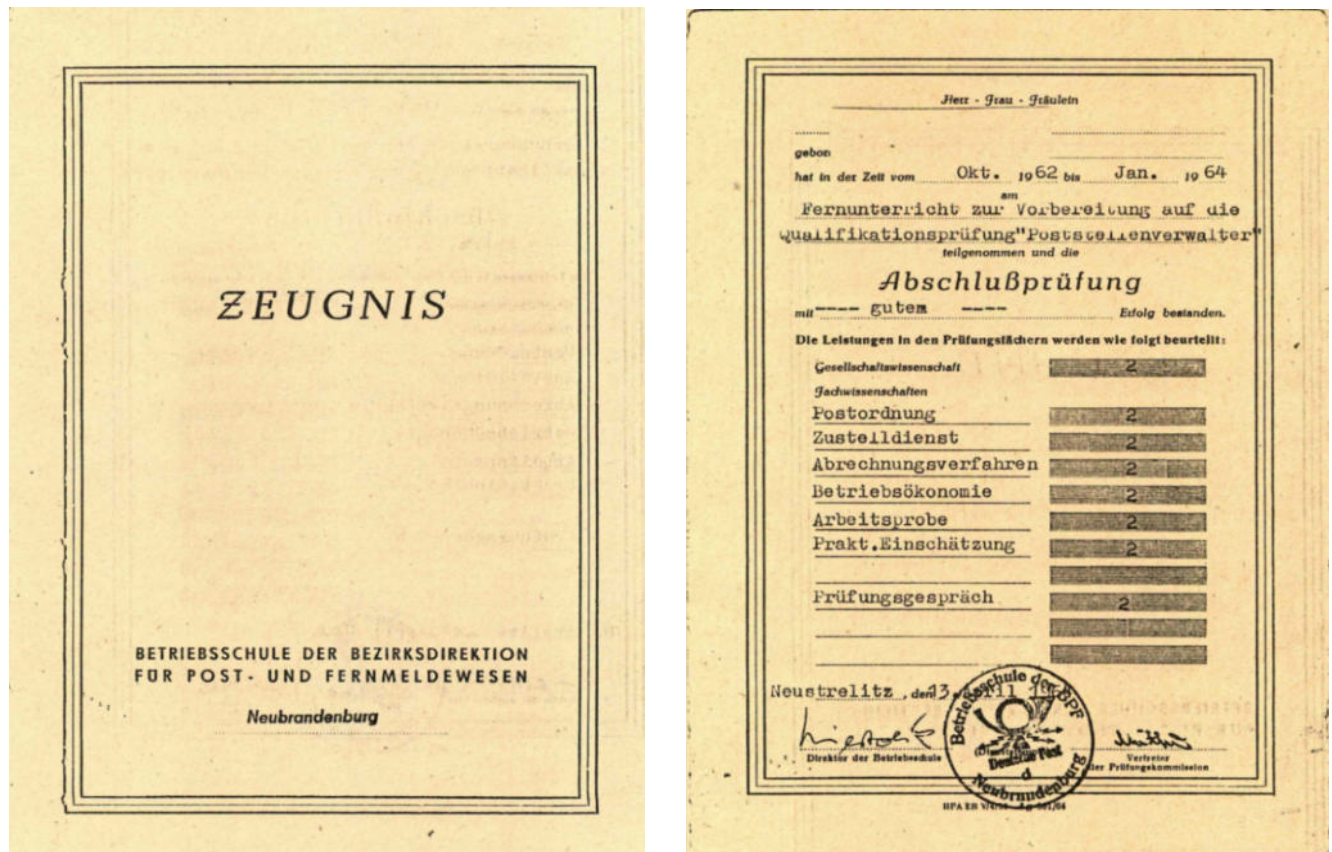
Links: Ärmelabzeichen der Deutschen Post der DDR. Quelle: s. Quellenverzeichnis. Rechts: Briefkasten an der Poststelle Peckatel 1990. Foto: Pitt Venherm.

den Poststellen wurde nicht nur der Postaus- und -eingang bearbeitet, dort konnte man mit einem Scheck auch Geld abholen, was sehr wichtig sein konnte, wenn man keine Zeit hatte, in die Stadt zu fahren (G. Krull, mündlich).

Im Ordner Vereine/Gewerbe der Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen werden die Namen der Poststellenleiterinnen genannt. Auch die folgenden Zitate finden sich dort.

Peckatel: Leiterin der Poststelle: Hedwig Kruse (bis 1991)

Adamsdorf: Leiterin der Poststelle: Erika Hipler (1950–1992)



Zeugnis der Betriebsschule der Bezirksdirektion für Post- und Fernmeldewesen Neubrandenburg. Quelle: IPSE – Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen, Ordner VIII Vereine/Gewerbe.

Brustorf: Leiterinnen der Poststelle: Ella Schwerdtfeger (1954–1959), Ingrid Kohls (1959–1991) („Frau Kohls erzählte mir, daß sie die Post, Zeitungen und Zeitschriften bei jeder Wetterlage mit dem Fahrrad an die Empfänger gebracht hat. Selbst bei hohem Schnee mußten die abgelegenen Häuser angefahren werden, hier wurde bei nicht vorwärtskommen mit dem Rad, dieses auf den Rücken genommen und per Fuß weitergegangen“ – niedergeschrieben von Frau G. Krüger.)

Klein Vielen: „1953/54 brachte Frau Separant die Post von Peckatel nach Klein Vielen und Hartwigsdorf. Die Poststelle Klein Vielen befand sich bei Frau Luci Krüger, Herrn Ulli Roß, Frau Separant. 1962–1964 war Frau Irma Krüger Vertretung. 1973–1992 leitete Frau Irma Krüger die Poststelle in Klein Vielen.“

Quellen

IPSE – Materialsammlung zur Chronik der Gemeinde Klein Vielen, Ordner VIII Vereine/Gewerbe.

MNL 1972 – Meyers Neues Lexikon, Band. 2. Leipzig.

Richter, C. 1981: Die Gemeindeschwester. 2., überarbeitete Auflage. Berlin.

Statistisches Amt der DDR (Hg.) 1990: Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik 35. Jg. Berlin.

Gespräch mit Gisela Krull, 17.10.2025.

Quelle Abb. Ärmelabzeichen:

Bandelowa, Olga: Ärmelabzeichen der Deutschen Post der DDR. [https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Post_\(DDR\)#/media/Datei:Deutsche_Post_der_DDR_Abzeichen.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Post_(DDR)#/media/Datei:Deutsche_Post_der_DDR_Abzeichen.jpg) [letzter Zugriff: 5.10.2025].

Kapellenschlüssel von Kuhstal (Alt) entdeckt!

Sven Müller (Neustrelitz)

Das heutige in der Gemeinde Klein Vielen liegende Dorf Adamsdorf trug bekanntlich noch bis um das Jahr 1815 den profanen Namen *Kuhstal* (mittelniederdeutsch: *Kostal* oder *Kostall*). Dieses neuzeitliche Dorf Kuhstal/Adamsdorf liegt nördlich eines über seine Feldmark von der B193 beim alten Forsthaus Brustorf bis zum Dorf Liepen verlaufenden mächtigen Steinwalls auf dem Höhenzug der Endmoräne, jenseits welcher die Gebiete des in südlicher Richtung nachgelagerten Sanders und Urstromtals auf der Linie Neustrelitz-Prälank-Langhagen-Kratzeburg beginnen.

Nach Ausweis der Direktorialvermessungskarte der Feldmark Kuhstal aus dem Jahr 1757 (siehe Abb. 1) dürfte – und so war im Unterschied zum neuzeitlichen Dorf bisher zu vermuten – das mittelalterliche Dorf Kuhstal hingegen südlich des erwähnten Steinwalls gelegen haben. Denn auf der genannten Karte ist der alte Kirchhof als kreisrunde Fläche mit dem Namen *Kirchhof* und vier in diese Fläche eingezeichneten Kreuzen samt Angabe des Flächeninhaltes von 72 Quadratruten (entspricht einer Kreisfläche von ca. 45 Metern Durchmesser) auf der östlichen Anhöhe des Drögen (= Trocken-) Sees abgebildet. Insofern sich ein mittelalterliches Dorfareal selbstverständlich immer um den Kirchhof ausbreitete, lässt sich folglich aus der Lage des Kirchhofes auf die Lage des zugehörigen Dorfareals schließen. Und so müsste – wie der zugehörige Kirchhof – auch das Dorf Kuhstal selbst auf der östlichen Seite des Drögen Sees gelegen gewesen sein. Der Kirchhof selbst war noch im Jahr 1837 nach Mitteilung des damaligen Besitzers von Adamsdorf, Hermann Jahn, von einem sichtbaren „aus einzelnen Steinen bestehenden Ring umgeben“.¹ Diese Steine sind heute nicht mehr vorhanden und auch die Fläche erhebt sich stark verschliffen nur noch schwach und mit großer Mühe erkennbar über ihre Umgebung.

Aus den zum Dorf äußerst dürftig überlieferten schriftlichen Quellen des Mittelalters lassen sich folgende Informationen erschließen: Das mittelalterliche Dorf Kostall gehörte mit seiner Feldmark nach dem mit Urkunde vom 20. Juni 1236 geschlossenen Vertrag von Kremmen zum Herrschaftsgebiet der Brandenburgischen Markgrafen im südlichen



Abb. 1: Ausschnitt aus der Direktorialvermessungskarte Kuhstal (1757).

¹ Bartsch, 1837: 112.



Abb. 2: Kuhstal (Alt), Keramikfunde.

Teil des nachfolgend aus den im genannten Vertrag erwähnten Ländern/Burgwardbezirken *Bezeriz*, *Stargarde* und *Wostrowe* (bis zum Fluss Tollense!) vereinigten Landes/der Vogtei Stargard.² Die Markgrafen hatten zumindest die eine Hälfte des Dorfes und der Feldmark Kostall von Beginn an, das heißt von der in diesem Gebiet erst äußerst spät und zuletzt einsetzenden Zeit der deutschen Ostsiedlung an, kurz nach 1276 – neben den Dörfern Usadel, Prillwitz, Blumenhagen, Blumenholz, Weisdin, Glambeck, Peutsch, Groß Zierke und Klein Zierke – an die Brüder Bernard und Heinrich von Peckatel verleht.³ Wie viele andere Dörfer in diesem Gebiet hatte auch Kostall nur eine kurze Lebenszeit und ist nach urkundlichem Zeugnis bereits im Jahr 1460 als wüst dokumentiert.⁴

Archäologische Untersuchungen wurden aufgrund des genannten Ausweises auf der Direktorialvermessungskarte von Kuhstal erstmals in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Herrn Jahn und seinem Vorgänger,

Graf von Blumenthal, in Form von Nachgrabungen auf dem Kirchhof unternommen. Diese hatten wenige Knochenfunde ergeben.⁵

Den in der Literatur bekannten Hinweis auf einen Kirchhof in der Direktorialvermessungskarte von Kuhstal nunmehr fast 200 Jahre später wiederum zum Anlass nehmend, beauftragte Jens Ulrich vom Landesamt für Kultur und Denkmalpflege den ehrenamtlichen Bodendenkmalpfleger Branko Werner (Wilhelminenhof) im Frühjahr 2022 mit der Detektorprospektion des östlich vom Drögen See gelegenen Areals, um Sicherheit über die Frage und zeitliche Einordnung einer hier liegenden Ortswüstung zu erlangen. Da diese Prospektion im Frühjahr dieses Jahres angesichts des Ausbleibens weiterer Funde

² So erklärt der letzte Herzog von Mecklenburg-Stargard, Ulrich II., in einer Urkunde vom 9. Juni 1460 anlässlich einer an Henning von Holstein auf Ankershagen erfolgten Übertragung des Pfandeinlösungsrechtes für das zur Hälfte vom Herzog an eine in der Urkunde nicht benannte Person verpfändete wüste Dorf *Kostall*, daß diese Hälfte des Dorfes, „mit allem Zubehör, so dort von jeher/jemals dazu gehört hat, [...] der Herrschaft [i.e. der Herrschaft Stargard] [...] allerfreiest gehört hat [...]“ (*mit aller tōbehōringe, so dār jewelde dārto gehōret hefft, [...] der herscop [...] alderfrigest gehōrt hefft [...]*) (Lisch 1858: 241-242, Urkunde Nr. 32). Dieselbe Zugehörigkeit gilt natürlich auch für die andere Hälfte des Dorfes.

³ So weist nach Aussterben der mecklenburg-stargardischen Linie der mecklenburgische Herzog Heinrich der Dicke in einem um 1473 aufgesetzten Entwurf einer Urkunde *die Vorfahren* des um 1473 auf Vielen sesshaften Klaus von Peckatel als ritterschaftliche Lehensträger zumindest der einen Hälfte des Dorfes *Kostal* aus. So führt der Herzog im besagten Urkundenentwurf aus, dass „Clawesz [Pickatel der Ältere zu Vilem] sich die 6 freien Hufen [das heißt: die 6 von sämtlichen Abgaben freien ritterschaftlichen Hufen des Dorfes], in der genannten Hälfte der Feldmark [Kostal] gelegen, so entbunden, so frei **wie seine Vorfahren** (*alse sīne olde-ren*) diese allerentbundenst und freiest besessen und gehabt haben, gebrauchen und besitzen soll.“ (Lisch 1858: 242-243, Urkunde Nr. 33, Fettdruck vom Verfasser).

⁴ So spricht Herzog Ulrich II. in der in obiger Fußnote zitierten Urkunde vom 9. Juni 1460 vom „wüsten Dorf, genannt der Kostall“ (*wüsten dorp, genōmet dy Kostall*) (Lisch 1858: 241-242, Urkunde Nr. 32).

⁵ Bartsch, 1837: 112.

wohl zu ihrem Abschluss gekommen ist, dürfen und sollen an dieser Stelle erstmals besonders interessante – nunmehr voraussichtlich für ewige Zeiten im Depot des Landesamtes wieder „vergrabene“ – Funde der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt und abgebildet werden:⁶ Die Keramikfunde (spätshawische Ware und frühdeutsche harte Grauware) verweisen mit ihrem Beginn in das 13. Jahrhundert und mit ihrem Ende in das 15.



Abb. 3: Kuhstal (Alt), Bartschlüssel, Griff fehlt, erhaltene Länge 17,5 cm.

Jahrhundert (siehe Abb. 2) und bestätigen die entsprechenden schriftlichen Informationen über die Zeitstellung dieser Siedlung.

Unter den ca. 45 Metallfunden ragt der Fund eines eisernen Bartschlüssels hervor (siehe Abb. 3). Ob seiner Länge (ohne den fehlenden Griff ist er in einer Länge von 17,5 cm erhalten) und seines Fundortes auf dem alten Kirchhof dürfen wir in ihm wohl den Schlüssel zur einst eben dort stehenden Kapelle erkennen. Die in das 13. Jahrhundert und frühe 14. Jahrhundert datierenden Münzfunde (Brandenburgische Denare = Silberpfennige) verweisen auf die einstige Zugehörigkeit des Dorfes zum Hoheitsgebiet der Brandenburgischen Markgrafen (siehe Abb. 4). Als Zeugen einer gewaltsamen Zerstörung auch dieses Dorfes dürfen neben zwei eisernen Armbrustbolzen zwei eiserne Schwertknäufe (siehe Abb. 5) und ein dem bereits auf der Ortswüstung Brustorf (Alt) gefundenen Bronzebeschlag (siehe Abb. 6b) gänzlich gleicher Bronzebeschlag der Parierstange eines Schwertes oder Dolches (siehe Abb. 6a) anzusprechen sein. Etliche bronzene und eiserne Schnallen, eiserne Messer, Pinzetten, fünf



Abb. 4: Kuhstal (Alt), Brandenburgischer Denar Ottos V. (1267–1298 Mitregent Albrechts III. in Stargard) mit Ansicht der Vorder- und Rückseite sowie Umzeichnung beider Seiten.

⁶ Jens Ulrich und Branko Werner sei herzlich gedankt, dass sie unbürokratisch das „Ausgangsmaterial“ für die hier veröffentlichten Abbildungen der Funde zur Verfügung gestellt haben.

Bronzegrapenfüße⁷ und anderes mehr vervollständigen das Bild des aus einer slawischen Siedlung erwachsenen, sehr bescheidenen mittelalterlichen Dorfes Kostall und bestätigen seine vermutete Lage auf der Ostseite des heute völlig verlandeten Drögen Sees im Süden und unterhalb des erwähnten mächtigen Steinwalls.



Abb. 5: Kuhstal (Alt), Eiserner Knauf eines Scheibenknaufschwertes, facettiert (Durchmesser 5,3 cm, Dicke 3,13 cm).



Abb. 6a: Kuhstal (Alt), Bronzebeschlag der Parierstange eines Schwertes oder Dolches mit Darstellung eines Löwen (Höhe 1,77 cm, Breite 1,49 cm).



Abb. 6b: Brustorf (Alt), Bronzebeschlag der Parierstange eines Schwertes oder Dolches mit Darstellung eines Löwen (Höhe 1,77 cm, Breite 1,49 cm).

Literaturverzeichnis

Bartsch, Albrecht (Hg.) 1837: Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, aus den Verhandlungen des Vereins, in: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 2, Schwerin: 111–113.

Lisch, G. C. Friedrich (Hg.) 1858: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 23, Schwerin.

⁷ Der Grapen ist ein mittelalterlicher, direkt in das Feuer gestellter Kochtopf mit typischerweise drei Füßen.

Sprudelnde Quelltöpfe hinter dem alten Forsthaus Brustorf – die Tollense als Grenzfluss Brandenburgs im Mittelalter ab dem Vertrag von Kremmen vom 20. Juni 1236

Sven Müller (Neustrelitz)

Hinter dem an der alten Trasse der von Penzlin nach Neustrelitz führenden Chaussee gelegenen ehemaligen Forsthaus Brustorf befindet sich zu Fuße der Überreste eines Teerofens ein kaum beachtetes und durch keinen Hinweis ausgewiesenes Kleinod der Natur: die sprudelnden Quelltöpfe der Tollense.

Wird man für gewöhnlich vom Fluss Tollense (*siehe Abb. 1*) erst ab seinem Ausgang aus dem gleichnamigen See bei Neubrandenburg sprechen und diesen See zugleich mit seinem Ursprung identifizieren, so

führt doch den geologisch Interessierten die Suche weiter über die Seen Tollense und Lieps durch das in der letzten Eiszeit geformte, steil und tief in die Landschaft eingeprägte Tal flussaufwärts. Denn der Geologe betrachtet den heute Tollense genannten Fluss auf seinem Lauf vom Ausgang des Tollensesees bis nach Demmin als seinen Mittellauf und den letzten Abschnitt im Niederungs- und Mündungsbereich der Tollense in die Peene südlich von Demmin als seinen Unterlauf. Vom Mittellauf und Unterlauf unterscheidet der Geologe den Oberlauf der Tollense von seiner Mündung in den Lieps genannten See bei dem Örtchen Prillwitz aufwärts in dem sich in gerader Linie weiter nach Süden erstreckenden Tal. Dieser geologisch als Oberlauf zu bezeichnende Abschnitt des Flusses trägt nun aber heute nicht den Namen Tollense, sondern Ziemensbach, so dass man nicht leicht auf den Gedanken kommt, dass selbiger – geologisch betrachtet – eigentlich Tollense heißen müsste. Und tatsächlich bezieht sich, wie nachfolgend gezeigt werden soll, die erste urkundliche Erwähnung des Flusses Tollense im Jahr 1236 auf eben diesen seinen Oberlauf. Das heißt: Der heute Ziemensbach genannte Bachlauf wurde einstmal als zum Fluss Tollense gehöriger Flussabschnitt betrachtet und dementsprechend auch bezeichnet.



Abb. 1: Tollense Flusssystem. Quelle: Eintrag *Tollense* bei Wikipedia, abgerufen am 14.09.2025.

Zum Wandel der Gewässernamen sei vorbemerkt, dass dieser Wandel auch weit nach Abschluss der deutschen Ostsiedlung im 13. Jahrhundert ein vielfach beobachtbares und bei der Lektüre der mittelalterlichen Urkunden im Rahmen der Identifizierung von Gewässern unbedingt zu beachtendes Phänomen darstellt. Um nur ein Beispiel aus der näheren Umgebung der Tollense anzuführen: So hieß der von Burg Stargard herabkommende und bei Neubrandenburg in die Tollense mündende Bach *Linde* im 13. Jahrhundert *Stargarde*. Der entsprechende Abschnitt der diesen Namen bezeugenden Urkunde vom 9. Juli 1271 (MUB, Bd. 2, Nr. 1232) sei hier ausführlich zitiert, da er zugleich die erste authentische Erwähnung auch des Namens des *Tollense* genannten *Sees* enthält:

„Otto [V.] und Albert [III.], durch Gottes Gnade Brandenburgische Markgrafen, weisen zu und schenken der Kirche in Broda zum Ausgleich und Ersatz des Bodens der Stadt Neu-Brandenborch, welcher Boden der Kirche gehörte, im oberen Teil der genannten Stadt in Richtung der Burg Stargart in zwei Mühlen, die **am Fluss/Bach**, der volkssprachlich **Stargarde** genannt wird (*versus castrum Stargart in duobus molendinis sitis in flumine, quod vulgariter Stargarde dicitur*), zwei Kor Roggen, im unteren Teil aber der bereits genannten Stadt in der Mühle, welche zwischen der Stadt und dem Kloster Brode liegt, den dritten Teil des Pachtzinses und aller Einkünfte, welche daher hervorgehen können. [...] Wir fügen dieser Kirche auch die Fischerei **in dem See** hinzu, der **Tollense** genannt wird (*Addimus quoque eidem ecclesie piscaturam in stagno, quod Tollense vocatur*), [...] auf welche Weise auch immer sie fischen können, ausgenommen mit großen Netzen, welche volkssprachlich Niwade genannt werden.“¹

Die erste authentische und mit Sicherheit zu datierende Erwähnung des *Fluss*namens *Tollense* – in der Form *Tholense* – in seinem Mittellauf findet sich in einer nur wenige Jahre später aufgesetzten Urkunde vom 29. Juni 1279 (MUB, Bd. 2, Nr. 1503). Diese Urkunde ist neben einer weiteren vom 1. Januar 1286 (MUB, Bd. 3, Nr. 1834) auch insofern interessant, als dass sich hier die Auffassung findet, dass es sich bei den Seen Tollense und Lieps um Teile *eines* Sees handelt:

„Wir, Otto [V.], durch Gottes Gnade brandenburgischer Markgraf und Generalvormund des Königreichs Böhmen, anerkennen und geben öffentlich kund mit dem Inhalt/Text des Vorliegenden, dass wir unserer Stadt Neubrandenburg die 5 Talente [= 5 Pfund = 10 Mark], die sie uns nach Gewohnheit **von dem See, der Tholense genannt wird** (*de stagno, quod Tholense vocatur*), jährlich gibt, auf ewig erlassen, so nämlich, dass der vorgenannte See und jeder Nutzen, der aus ihm hervorgehen können mag, frei zu ihr gehören soll, ausgenommen nur 2 Talente [= 2 Pfund = 4 Mark], die Bernhardus, der Müller [= Bernhard, Sohn des Stadtgründers Herbord von Raven und Erbauer der Vierrademühle], jährlich von diesem [See] haben soll.

Wir geben dieser Stadt auch **die ganze Wiese, die sich beim Fluss, der auch Tholense genannt wird, von der Stadt abwärts bis nach Podewal** [heute Podewall] **erstreckt** (*totum pratum, quod apud flumen, quod etiam Tholense vocatur, de civitate deorsum usque Podewal protenditur*), ausgenommen den Abschnitt, den die Bewohner von Honhaven [heute Trollenhagen] von Rechts wegen in ihr haben müssen. [...]

¹ Zitiert und übersetzt nach MUB, Bd. 2, Nr. 1232, Fettdruck und Kursive vom Verfasser.

Wir wollen, dass unter dem Namen des oben benannten Sees Tholense natürlich auch der Teil des Sees enthalten ist, der volkssprachlich Liptz genannt wird. (*Sub nomine autem stagni supradicti Tholense videlicet etiam eam partem stagni, que Liptz vulgariter dicitur, volumus contineri.*)“²

Vor dem Hintergrund, dass, wie in den beiden obigen Zitaten zu erkennen, in der lateinischen Terminologie zwischen einem stagnierendem Wasser/Gewässer (lat. *stagnum*) und einem fließenden Wasser/Gewässer (lat. *flumen*) unterschieden wird, ist es nicht verwunderlich, dass in der Auffassung jener Zeit nicht nur die Einheit der stehenden Wasser/Gewässer der als Tollense und Lieps bezeichneten Seen gesehen wird, sondern dass ebenso der Fluss dieses Wassers im 13. Jahrhundert als Tollense bezeichnet werden kann, und zwar sowohl nach dem Tollensesee als auch vor diesem See.

Dass Letzteres tatsächlich der Fall ist und dass das heute Ziemenbach genannte Fließgewässer einstmals Tollense hieß, hätte sich sicher schon längst aus der gleichsam als „Geburtsurkunde“ der Herrschaft Stargard und des späteren Herzogtums Mecklenburg-Strelitz bekannten Urkunde, dem so genannten Vertrag von Kremmen vom 20. Juni 1236 erschließen lassen, wenn nicht der „Vater der Geschichtsschreibung“ der Herrschaft Stargard, Franz Boll, in seiner 1846 erschienenen *Geschichte des Landes Stargard bis zum Jahre 1471* (Boll 1846) einen von der ihm nachfolgenden Forschung nie wieder hinterfragten Irrtum unter massivem Eingriff in den Urkundentext unterlegen wäre.

Mit der Niederlage des dänischen Königs Waldemars II. in der Schlacht bei Bornhöved



Abb. 2: Vertrag von Kremmen vom 20. Juni 1236. Quelle: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Signatur VII. HA, Allgemeine Urkundensammlung, Nr. 237.

in Holstein im Jahr 1227 verlor der dänische König die Vorherrschaft im südlichen Ostseeraum, die sich zu jener Zeit in der hier betrachteten Gegend bis in den Raum südlich der Seen Tollense und Lieps erstreckte. Der deutsche Kaiser Friedrich II. bestätigt daraufhin im Jahr 1231 die Belehnung der Brandenburgischen Markgrafen mit dem von Wartislaw III. als vormals dänisches Lehen regierten Teilherzogtum Pommern-Demmin, welches eben das hier betrachtete Gebiet um Fluss und See Tollense umfasste. Wartislaw III. bleibt in diesem Zusammenhang zwar weiterhin Lehensträger des Teilherzogtums Pommern-Demmin, muss aber nicht zuletzt aufgrund äußerer Bedrängnis durch Heinrich Borwin III.

von Rostock im Jahr 1236 die Lehenshoheit der Brandenburgischen Markgrafen mit Ausnahme seiner unter sächsischer Lehenshoheit stehenden Gebiete anerkennen und noch dazu große Teile seines Herzogtums an die Brandenburgischen Markgrafen abtreten. Mit

² Zitiert und übersetzt nach MUB, Bd. 2, Nr. 1503, Fettdruck und Kursive vom Verfasser.

einer im Original erhaltenen und heute im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz aufbewahrten Pergamenturkunde in den Abmaßen eines Briefumschlages besiegelt Wartislaw III. am 20. Juni 1236 auf der brandenburgischen Burg Kremen folgende hier für uns wichtige vertragliche Regelungen, innerhalb deren sich auch die erste uns überlieferte schriftliche Erwähnung des Flusses Tollense in der Form *Tholenze* findet (siehe Abb. 2):

[1] Hec est forma compositionis inter dominos · J · et · O · marchones Brandenburgenses · Et dominum Werslaum de demin · Czilicet quod dominus · W · recepit de manibus dominorum [2] marchonum · omnia bona que habet preter illa que spectat ad ducatum Saxonie · Et idem dominus · W · resignavit dominis marchonibus terram stargarde [3] cum omnibus atenenciis · Et terram bezeriz eciam simili modo · Et **terram wostrowe**

sicut sita est cum omnibus atenenciis · usque ad flumen quod dicitur [4] tholenze · Hoc interposito quod domini marchiones · dominis · et · militibus · et feodalibus in terra wostrowe · restaurum facient pro suis feodis quemadmodum [5] iustum visum fuerit et honestum · et ut referant sepedicto domino · W · graciaram actiones · [...]

„[1] Dies ist die Form des Vertrages zwischen J. [i.e. Johann I.] und O. [i.e. Otto III.], den Herren brandenburgischen Märkern, und dem Herrn Werslaus [i.e. Wartislaw III.] von Demin, dass nämlich Herr W. alle Güter, welche er hat, aus den Händen der Herren [2] Märker [als Lehen] empfängt, außer jene, welche zum Herzogtum Sachsen gehören. Und dieser Herr W. hat den Herren Märkern auf-

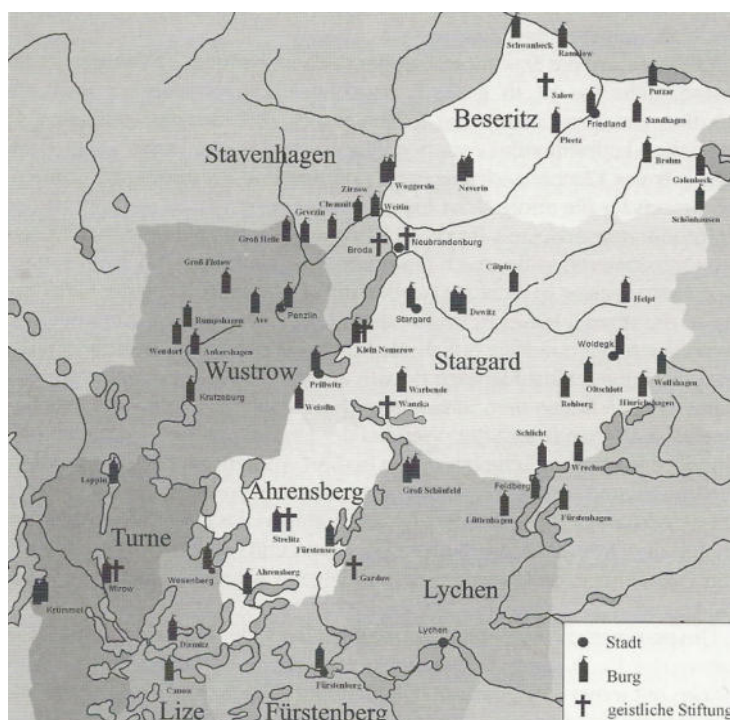


Abb. 3: Bisheriger Rekonstruktionsversuch der Länder auf dem Gebiet der Stargarder Herrschaft aus Szczesiak 2002: 38.

gelassen [wrtl. entsiegelt] das Land *Stargarde* [3] mit allen Zubehören und das Land *Bezeriz* auch auf dieselbe Weise und **das Land Wostrowe, wie es gelegen ist, mit allen Zubehören, bis zum Fluss, der genannt wird [4] Tholenze**, wobei eingefügt ist, dass die Herren Märker den Herren und Rittern und Lehnsträgern in dem Land *Wostrowe* Ersatz bieten sollen für ihre Lehen, auf welche Weise [5] es für recht und ehrenhaft gelten mag, und damit sie dem oft genannten Herrn W. Dankestaten erwidern. [...].“

(Transkribiert und übersetzt aus und nach dem Original im vorgenannten Archiv, die in eckige Klammern vom Verfasser eingefügten Ziffern bezeichnen zur leichteren Orientierung für den Leser die Zeilen der Urkunde, Fettdruck und Kursive vom Verfasser.)

Über die Identifikation der den Brandenburgischen Markgrafen abgetretenen pommerischen Länder/Burgwardbezirke besteht im Falle der Länder *Bezeriz* und *Stargarde* in der

Forschung einmütiger Konsens (*siehe Abb. 3*): Beide Länder befinden sich unstrittig östlich von Fluss bzw. See Tollense: So bildet den Kern des Landes *Bezeriz* der so genannte Werder, der im Westen vom Fluss Tollense, im Norden und Nordosten vom Kleinen Landgraben – oder, wenn man für das Jahr 1236 weiter nach Norden ausgreifen möchte: vom Großen Landgraben – und Mittelgraben sowie im Südosten und Süden von der Datze begrenzt wird. Sicherlich griff das Land *Bezeriz* in die im Jahr 1236 wohl noch nicht durch die genannten Gräben meliorisierten Niederungen über. Das Gebiet jenseits der Flusses Tollense und des Niederungsgebietes der späteren Gräben verblieb dagegen als brandenburgisches Lehen im pommerschen Besitz.

Im Süden des Landes/Burgwardbezirkes *Bezeriz* schloss sich das Land bzw. der Burgwardbezirk *Stargarde* an. *Stargarde* wird im Westen ebenfalls vom Fluss Tollense und dann in südlicher Richtung folgend vom See Tollense begrenzt. Im Osten grenzt das Land *Stargarde* im Jahr 1236 an die pommersche Uckermark. Die brandenburgischen Stadtgründungen Friedland (1244) und Woldegk (zwischen 1236 und 1250) verdanken ihre Entstehung ihrer Funktion als gegen die pommersche Uckermark gerichtete Stadtburgen. Die südliche Grenze dürfte von Feldberg zum Wanzkaer See und von dort über dessen Abfluss, den heute so genannten Nonnenbach, zum See Tollense geführt haben.

Die Identifikation des Landes/Burgwardbezirkes *Wostrowe* hingegen scheint nun aufgrund der urkundlichen Erwähnung vom 27. Mai 1244 (MUB, Bd. 1, Nr. 563) einer – vermutlich wie auch im Falle der Länder *Bezeriz* und *Stargarde* dem gesamten Land den Namen gebenden – pommerschen Burg *Wostrov* mit Dorf (*Wostrov, castrum cum villa*) nicht in das Gebiet südlich des Nonnenbaches und östlich der Seen Tollense und Lieps sowie des Ziemenbaches zu führen, sondern aufgrund der Lage des heute gleichnamigen Ortes *Wustrow* am Süd-Westufer des Sees Tollense in ein Gebiet westlich der Seen Tollense und Lieps sowie des Ziemenbaches, also in das Gebiet des späteren Landes und der Vogtei Penzlin.

In diesem Sinne schließt – soweit der Verfasser sehen konnte – erstmals der Herausgeber des Brandenburgischen Urkundenbuches und damit ausgewiesene Kenner der lateinischen Quellentexte Adolph Friedrich Riedel im Jahr 1831:

„Das Ländchen Wu[//]strow gehört jetzt wohl einem Theile nach zum Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin; es umfaßte vermuthlich die zwischen Penzlin und dem Tollensee [sic] belegene Landschaft, worin sehr große Besitzungen dem Kloster Broda eigenthümlich angehörten. Der heute zum Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz gehörige Amtsbezirk dieses Namens muß indessen gleichfalls in ihm belegt gewesen seyn. Nördlich ward es von der Provinz Gotebant begrenzt.“ (Riedel 1831: 434–435)

„Sie [i.e. die *terra wostrowe*, das Land Wustrow] hatte ihren Namen ohne Zweifel von dem Schlosse Wustrow, welches schon im Jahre 1170 [richtig: 1244] erwähnt wird, am Tollensee gelegen war, und dem Kloster Broda angehörte.“ (Riedel 1831: 435, Fußnote 1)

Zum selben Ergebnis kommt nach Riedel, und zwar um vieles in der Sache wirkmächtiger, im Jahr 1846 auch der „Vater der Geschichtsschreibung“ der Herrschaft Stargard, Franz Boll:

„Das Land Penzlin ist ohne Zweifel das im Verträge von Kremmen aufgeführte Land Wustrow. Denn Wustrow lag im Lande Penzlin, wie aus dem am 12. März 1274 von

Nikolaus von Werle an die Gebrüder Bernhard und Heinrich von Peckatel erteilten Lehnbriefe über ihre Güter in der Vogtei Penzlin erhellt; zwar wird Wustrow hier nicht namentlich als zur Vogtei Penzlin gehörig aufgeführt, aber Dörfer, von denen es eingeschlossen war (Lübbeckow und Ziplow).“ (Boll 1846: 53)

Im Unterschied zu Riedel wird und macht Boll jedoch auf den der Identifikation des Landes Wustrow mit dem später Penzlin genannten Land und der entsprechenden Vogtei westlich von Tollense und Lieps entgegenstehenden Wortlaut im Vertrag von Kremmen aufmerksam. Denn hätte Riedel richtig vermutet, dass das Land Wustrow „die zwischen Penzlin und dem Tollensee belegene Landschaft umfaßte“, dann dürfte es im Original der Urkunde von 1236 nicht heißen: „das Land *Wostrowe*, wie es gelegen ist, mit allen Zubehör, **bis zum Fluss (*usque ad flumen*), der genannt wird *Tholenze***“, sondern es hätte heißen müssen: **bis zum See (*usque ad stagnum*), der genannt wird *Tholenze***. Sofern nämlich eine Ausdehnung des späteren Landes und der Vogtei Penzlin bis an den Fluss Tollense ab seinem – eben von Boll als scheinbar selbstverständlich – vorausgesetzten Beginn mit seinem Ausfluss aus dem gleichnamigen See von Boll zurecht eingeschlossen wird, bleibt Boll zur Lösung der Problematik nur der Eingriff in den Textbefund, so dass er anstelle von Fluss/Bach (*flumen*) eben See (*stagnum*) setzt:

„Der Vertrag von Kremmen bestimmt die Ausdehnung des Landes Wustrow-Penzlin ausdrücklich: „bis an den Fluß, der Tollense heißt.“ Wenn damit nicht der See dieses Namens, sondern der Bach gemeint wäre, so müßte Broda später zum Lande Penzlin gehört haben. Allein // spätere Urkunden dieses Klosters thun unzweifelhaft dar, daß, auch noch nach Abtretung des Landes Wustrow, Broda unter Pommerscher Landeshoheit blieb, und nicht zur Vogtei von Penzlin, sondern zur Vogtei Stavenhagen gehörte. Eben so auch die zunächst umliegenden Dorfschaften des Klosters: Rehse, Wulkenzin, Neuendorf, Weitin und Chemnitz.“ (Boll 1846: 54–55)

Boll schließt also begründet eine Ausdehnung der späteren Landes Penzlin bis an den Fluss Tollense, begriffen als Fluss/Bach ab seinem Ausfluss aus dem gleichnamigen See abwärts, aus und zieht einen Bezug des Namens *Tholenze* in der Urkunde von 1236 – wahrscheinlich einzig dadurch bedingt, dass der Oberlauf der Tollense zu seiner Zeit eben den Namen Ziemenbach trug – auf eben diesen Oberlauf nicht in Erwägung, so dass er sich notwendig zu dem entsprechenden Eingriff in den Originaltext gezwungen sieht und anstelle von „Fluss Tollense“ (*flumen tholenze*) eben „See Tollense“ (*stagnum tholenze*) versteht.

Dieser von Boll unter Eingriff in den Originaltext der Urkunde vorgetragenen Textdeutung folgen bis heute – soweit der Verfasser sehen konnte – alle nachfolgenden Beiträge zur Sache, ohne selbst – so hat es den Anschein – den lateinischen Originaltext noch einmal eingesehen und prüfend hinterfragt zu haben.³ Und dies trotz der von der Forschung gleichwohl festgestellten Tatsache, dass die Brandenburgischen Markgrafen nach 1236 – im auffälligen Unterschied zu den östlich von Fluss und See Tollense gelegenen

³ Steinmann 1960: 289, Fußnote 57; Szczesiak 2002: 38 mit gezeichneter Übersichtskarte der Länder (*terrae*) der späteren Herrschaft Stargard; Bergstedt 2002: 143, Fußnote 907; Schich 2003: 23 mit Fußnote 52; Ruchhöft 2008: 186.

Gebieten⁴ – im westlichen Bereich derselben, also im späteren Land Penzlin, de facto unerklärlicher Weise nicht durch einen Landesaus- und Städtebau in Erscheinung traten, sondern dies Nicolaus I. von Werle (Werle = eine der vier „mecklenburgischen“ Teilherrschaften des 13. Jahrhunderts) war.⁵

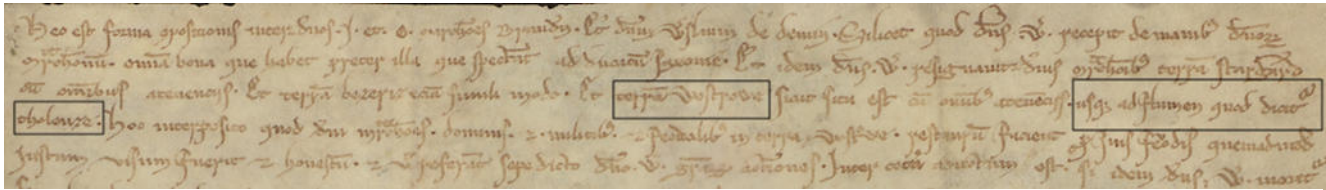


Abb. 4: Ausschnitt aus dem Vertrag von Kremmen vom 20. Juni 1236.

Doch spricht der Vertrag von Kremmen nun aber völlig zweifelsfrei von *flumen tholense* (siehe Abb. 4) und sind – ganz abgesehen von dem Wortlaut des Originaltextes – der Identifikation des späteren Landes und der Vogtei Penzlin mit dem im Jahr 1236 den Brandenburgischen Markgrafen aufgelassenen Teil des Landes *Wostrowe* völlig unstrittige Besitzrechte des Havelberger Bischofs am Land Penzlin entgegen zu halten: Diese Gegend im Westen der Seen Tollense und Lieps ist nämlich bereits im Jahr 1170 (MUB, Bd. 1, Nr. 95) anlässlich der Weihe des Havelberger Doms vom Pommernherzog Kasimir I. der Havelberger Kirche in der Hoffnung auf eine Klostergründung der Havelberger Prämonstratenser Chorherren geschenkt worden. Handelt es sich hierbei auch um eine in weiten Teilen durch Zusatz weiterer Ortschaften gefälschte Urkunde aus dem Anfang der 1240er Jahre, so ist der Kern der übertragenen Gebiete durch eine Bestätigungsurkunde eben dieses Kerns, des späteren Landes und der Vogtei Penzlin, durch eine authentische Urkunde seines Nachfolgers Bogislaw I. im Jahr 1182 (MUB, Bd. 1, Nr. 135) als Besitz des Havelberger Bischofs und Domkapitels belegt.⁶ Selbst nachdem der Herzog von Pommern-Demmin, Wartislaw III., mit dem Vertrag von Kremmen 1236 schon die Gebiete östlich von Fluss und See Tollense an die Brandenburger Markgrafen abgetreten hatte, bestätigt er zusammen mit Barnim I., dem Herzog von Pommern-Stettin, unter Anerkennung des auf 1170 datierten Falsifikats 1244 (MUB, Bd. 1, Nr. 563) noch einmal die Besitzrechte des Havelberger Bischofs und Domkapitels, zu deren unstrittigem und tatsächlich authentischem Kern eben das Besitzrecht über das Gebiet des Landes Penzlin gehört. Und nur aufgrund dieses authentischen Besitzrechtes des Havelberger Bischofs kann selbiger unter Zustimmung seines Kapitels mit Urkunde vom 5. Juni 1274 schließlich das Land Penzlin als Lehen an Nicolaus I. von Werle vergeben:

⁴ Markgräfliche Städtegründungen: 1244 Friedland, 1248 Neubrandenburg, zwischen 1236 und 1250 Woldegk, 1259 Burg Stargard.

⁵ So erklärt mit explizitem Verweis auf die Ausführungen Bolls der jüngst verstorbene „Nestor“ der brandenburgischen Geschichtsschreibung, Winfried Schich, zur Sache: „Die 1236 ebenfalls von den Markgrafen erworbene *terra* Wustrow, die zwischen Penzlin und dem Südwestufer des Tollensesees lag und weniger gute naturräumliche Voraussetzungen für den „modernen“ Landesausbau des 13. Jahrhunderts bot und zudem durch das Brodaer Klostergebiet von Neubrandenburg räumlich getrennt war, blieb dagegen außerhalb ihres [i.e. des markgräflichen] Interesses und ging – unabhängig vom erweiterten Land Stargard – als brandenburgisches [!?] Lehen in mecklenburgischen Besitz über.“ (Schich 2003: 23 mit Fußnote 52).

⁶ Vgl. die Ausführungen des Verfassers über die im Jahr 1182 aufgesetzte Bestätigungsurkunde der Schenkung von 1170 in der Dorfzeitung Nr. 14 (2023): 74–80.

„Der bereits öfter genannte Herr Bischof aber hat – von den Forderungen an dem Land Penzlin und am Zehnten derselben und am Zehnten des Liza genannten Landes als auch an den Zehnten unserer anderen Gebiete, die sich unterhalb seiner Diözese erstrecken, Ruhe gebend (*ab impetitionibus terre Penzlin ac decimarum eiusdem ac decimarum terre dicte Liza necnon decimarum aliorum terminorum infra suam dyocesim se extendencium quiescens*) – infolge allgemeinen Konsenses seines Kapitels sie [i.e. die genannten Zehnten] **mit dem Land Penzlin (*cum terra Penzlin*)** uns und unseren Erben mit allem Recht und aller Handlungsbefugnis, allem Nutzungsrecht oder aller Erhebung, mit allem und jedem, was aus ihnen selbst oder für diese Zehnten selbst dem Herrn Bischof zugehört oder auf welche Weise auch immer [ihn] erwartet, **frei und vollständig übertragen zu ewigem Lehensbesitz (*libere et absolute contulit in pheodo perpetuo possidendas*)** [...].“⁷

Demnach besteht im Jahr 1236 für eine Abtretung des Landes Penzlin von Seiten Wartislaws III. an die Brandenburgischen Markgrafen schon de facto gar keine Möglichkeit. Lehensherr des Landes Penzlin war seit der Schenkung Kasimirs I. im Jahr 1170 ununterbrochen der Havelberger Bischof und dieser hat das Land Penzlin 1) in Anerkenntnis der durch das von Nicolaus I. von Werle wohl im politischen Vakuum praktisch vollzogene Siedlungswerk geschaffenen Tatsachen⁸ und 2) in Absicherung gegen die vordringenden Brandenburgischen Markgrafen schlussendlich urkundlich und besiegelt am 5. Juni 1274 an Nicolaus I. von Werle zu Lehen übertragen.⁹

Folglich dürfte das pommersche Land und der Burgwardbezirk *Wostrowe* ehemals ein um den südlichen Bereich des Sees Tollense und den See Lieps sowie beidseits des Ziemebaches gelegenes Gebiet umfasst haben. Und es bleibt keine andere Lösung der von Boll zwar aufgeworfenen, aber keiner nachvollziehbaren Erklärung zugeführten Problematik, als dass 1) das heute Ziemebach genannte Fließgewässer im Vertrag von Kremmen im Jahr 1236 den Namen *Tholenze* trägt und 2) der vom Land *Wostrowe* an die Brandenburgischen Markgrafen übertragene Teil nicht der westlich, sondern der östlich von diesem Oberlauf der Tollense gelegene Teil ist.

Insofern sich dieser Teil zugleich im Süden an das Land *Stargarde* anschließt, wird den Brandenburgischen Markgrafen von Wartislaw III. im Jahr 1236 also ein auch räumlich sinnvoll zusammenhängendes, im Westen vom Mittellauf der Tollense, dem See Tollense und dem Oberlauf der Tollense begrenztes Territorium aufgelassen, das sich im Norden bis an die späteren Landgräben erstreckt und von dort Richtung Süden bis an das Land Ahrensberg-Strelitz reicht.¹⁰ Die nördlichsten Ausläufer des Landes Ahrensberg-Strelitz

⁷ Zitiert und übersetzt nach der vom in Röbel aufgesetzten werlischen Original abgenommenen Transkription von Walther Luck 1917: 242 f., Fettdruck vom Verfasser.

⁸ Zur tatsächlichen Gründung des Klosters Broda durch die Havelberger Chorherren und deren Einflussnahme im Land Penzlin kommt es ja erst nach 1240/41. Zu diesem Zeitpunkt hatte Nicolaus I. von Werle die wesentlichen Schritte des deutschrechtlichen Landesausbaues im Land Penzlin bereits eingeleitet. Vgl. die Ausführungen des Verfassers in der Dorfzeitung Nr. 15 (2024): 15–51.

⁹ Den Ausführungen am hier nicht zitierten Anfang der Urkunde vom 5. Juni 1274 zufolge wahrscheinlich auch als Ausgleich für den gewaltsamen Verlust der zuvor vom Havelberger Bischof an Nicolaus I. von Werle verlehnten Stadt Freyenstein an die Brandenburgischen Markgrafen.

¹⁰ Der Lehensherr des Landes Ahrensberg-Strelitz war ebenfalls der Havelberger Bischof, der das Land wiederum an die Grafen von Lindow-Ruppin, einer Nebenlinie der Grafen von Arnstein, verlehnt hatte.

reichten zu dieser Zeit – soweit sich auf die Zustände im 13. Jahrhundert aus den Urkunden des 14. Jahrhunderts zurückschließen lässt – bis an den Zierker und Glambecker See und von dort Richtung Osten, die Feldmarken Zinow, Thurow und Serrahn einschließend, bis zu der gegen Westen gerichteten Landwehr des brandenburgischen Landes Lychen zwischen Schlesersee und Schweingartensee vor Carpin.

Umgekehrt dürften der Zierker und Glambecker See die südliche Grenze des 1236 übertragenen Teiles des Landes *Wostrowe* gebildet haben. In südwestlicher Richtung erstreckte sich dieser Teil wohl weiter bis auf den Endmoränenzug zwischen dem Lieper See und den beiden Bodenseen. Jenseits dieses Höhenzuges liegen die Feldmarken von Langhagen und Kratzeburg schon auf dem Gebiet der „mecklenburgischen“ Herrschaft Werle. So sind nämlich einer von Nicolaus I. von Werle am 6. Januar 1257 ausgestellten Urkunde, die eine Grenzbeschreibung auch der Feldmark Kratzeburgs enthält, Hinweise auf den nahe liegenden Herrschaftsbereich der Brandenburger Markgrafen zu entnehmen:

„[...] von diesem [i.e. vom Tal Liepens] gelangt sie [i.e. die Grenze] zu einer Eiche, deren Spitze ausgebrannt ist; von dort fährt sie auf geradem Pfad fort zum Weg, der nach Stargard führt; von dort erstreckt sie sich direkt bis zum Tal, das Margreverbude genannt wird [...].“ (Übersetzt nach MUB, Bd. 2, Nr. 789)

Demnach tragen die im Tal zwischen Kratzeburg und Langhagen befindlichen Seen, der Kleine und Große Bodensee, ihren Namen nach einer markgräflichen, in der Urkunde „Bude“ genannten Zoll- bzw. Grenzstation, die in unmittelbarer Nähe des Tals dieser Seen gelegen war und die diesem Tal und den Seen ihren Namen gab. Diese Grenzstation müsste also auf dem Weg nach Stargard gelegen gewesen sein und dieser wiederum also zwischen dem Lieper Tal und dem Tal der Bodenseen. Ob in der Urkunde mit *Stargard* die Burg oder die vorstädtische Siedlung Stargard (Stadtrechtsverleihung 1259) oder das unmittelbar nach 1236 aus den drei Ländern/Burgwardbezirken *Bezeriz*, *Stargarde* und

Wostrowe zusammengeschmolzene Land Stargard gemeint ist, bleibt für die hier zu klärende Frage der Ausdehnung des alten Landes *Wostrowe* irrelevant. Wichtig ist für die hier verfolgte Suche nach der historischen Quelle der Tollense im Zusammenhang mit der Übertragung des Landes *Wostrowe* der Hinweis aus dem Jahr 1257 auf eine Ausdehnung des brandenburgischen Herrschaftsgebietes bis an die Bodenseen. Auf diesen Fixpunkt hin dürfte also die Suche nach der historischen Quelle der Tollense weiter verfolgt werden müssen (siehe Abb. 5).



Abb. 5: Wiebekingsche Karte (1786), Mecklenburg-Rechlin Nr. 40, mit Ausschnitt Liepen und den beiden Bodenseen.

Die Suche nach der historischen Quelle der Tollense führte uns ja bis jetzt nur – das eiszeitlich geformte Tal nach Süden aufwärts – über die Seen Tollense und Lieps hinaus, das heute Ziemenbach, einstmals ebenfalls Tollense genannte Fließgewässer hinauf mit Sicherheit bis zur alten Sandmühle (*siehe Abb. 6*). In deren Mühlenteich aber münden zwei Bäche (*siehe Abb. 7*), und zwar einer, der von heute vollkommen ausgetrockneten Gräben bei Weisdin aus dem Mürtzsee herkommt (*siehe Abb. 8 und 9*), und ein zweiter, der seinen Anfang hinter dem alten Forsthaus Brustorf nimmt (*siehe Abb. 8*). Welchen der beiden den Mühlenteich füllenden Zuflüsse wir von der Sandmühle an weiter stromaufwärts zur historischen Quelle der Tollense zu verfolgen haben, ist nunmehr zu klären. Nach Ansicht der Autoren der bei Wikipedia zu findenden Einträge zur Tollense und zum Ziemenbach liege 1) die Quelle des Ziemenbaches und damit der Tollense oberhalb und nordöstlich des Mürtzsees, nordöstlich von Weisdin und östlich von Blumenholz, und darüber hinaus sei 2) die in dem Geokartenwerk des Landesamtes für Umwelt, Natur und Gewässer Mecklenburg-Vorpommern (LUNG M-V) ausgewiesene Bezeichnung Ziemenbach (*siehe Abb. 7*) für den vom alten Forsthaus Brustorf kommenden Zulauf irrtümlich ausgewiesen:

„Der Quellbach der Tollense entspringt 800 m nordöstlich des 70,5 m ü. NHN gelegenen Mürtzsees östlich von Blumenholz, in dessen Talgrund etwa auf Höhe des Seespiegels. Es folgen in südlicher und westlicher Richtung nahe beieinander drei weitere Seen, ein Mittelsee (69,7 m), ein Langer See (69,3 m) und der im Winkel zwischen B 96 (E 251) und der Bahnstrecke Berlin–Neustrelitz–Rostock gelegene Krebssee (68,8 m). Diesen verlässt der Bach nach Norden und verliert 45 Höhenmeter auf den fünf Kilometern bis zur Sandmühle, ab der er Ziemenbach genannt wird. Von der Sandmühle sind es noch 4,2 Flusskilometer bis zum See Lieps.“¹¹

„An der Sandmühle erhält das Quellgewässer der Tollense einen Zulauf (GKZ 9664114) aus dem westlichen Teil des Tals, 5,3 Flusskilometer oberhalb dieses Zusammenflusses und 55 Meter über dem Meer aus der Vereinigung einer 60,4 m ü. NHN gelegenen Quelle und eines 450 m langen Quellbachs unterhalb der Försterei Brustorf im Gemeindegebiet von Klein Vielen. **Die Beschriftung als Ziemenbach ist irrtümlich.** Bis zur Sandmühle fließt er durch ein zwanzig bis dreißig Meter tief eingeschnittenes, gewundenes und zu meist enges Tal.“¹²

Gegen diese Ansicht der Autoren der Einträge bei Wikipedia steht nun aber aus historischer und archäologischer Sicht folgender archäologischer Befund: „Taucher meldeten im Jahr 2004 vor der Insel im Langen See bei Weisdin einen Einbaum, der unmittelbar an einer Pfahlreihe in 2 m Wassertiefe liegt [...]. Er ist im Heckbereich zerstört, besitzt zwei Schotte und eine plastisch herausgearbeitete Bugspitze. Zwei kleine Pfähle schienen ihn unmittelbar an der Pfahlreihe im Seeboden zu fixieren. Oberflächenfunde, Feldsteinkonzentrationen und die Lage des Einbaumes sprechen für einen slawenzeitlichen Wasserstand des Sees, der nicht niedriger als 2 m unter dem rezenten Pegel gelegen haben wird. Zwischen dem Ostufer der Insel und dem gegenüber liegenden Festlandufer lokalisierte Pfähle in bis zu 3 m Wassertiefe gehören zu einer Brücke.“ (Bleile 2005: 181)

¹¹ Wikipedia, Artikel „Tollense“, abgerufen am 25.04.2025.

¹² Wikipedia, Artikel „Ziemenbach“, abgerufen am 25.04.2025, Fettdruck vom Verfasser.



Abb. 6 (oben): Luftbild südlicher Bereich der Lieps und Ziemensbach bis zur Sandmühle. Abb. 7 (unten): Luftbild Ziemensbach im Bereich Sandmühle und Hohenzieritzer Mühle. Quelle: Geodatenbank des LUNG M-V.

Demnach lag der Pegelstand des Langen Sees im Übergang von der slawischen in die frühdeutsche Zeit im 2. Drittel des 13. Jahrhunderts, also zur Zeit des Vertrages von Kremmen und des darauf folgenden deutschen Landesausbaues im besprochenen Gebiet, fast 2 Meter unter dem Pegel des Jahres 2004 und damit ungefähr auch 2 Meter unter dem

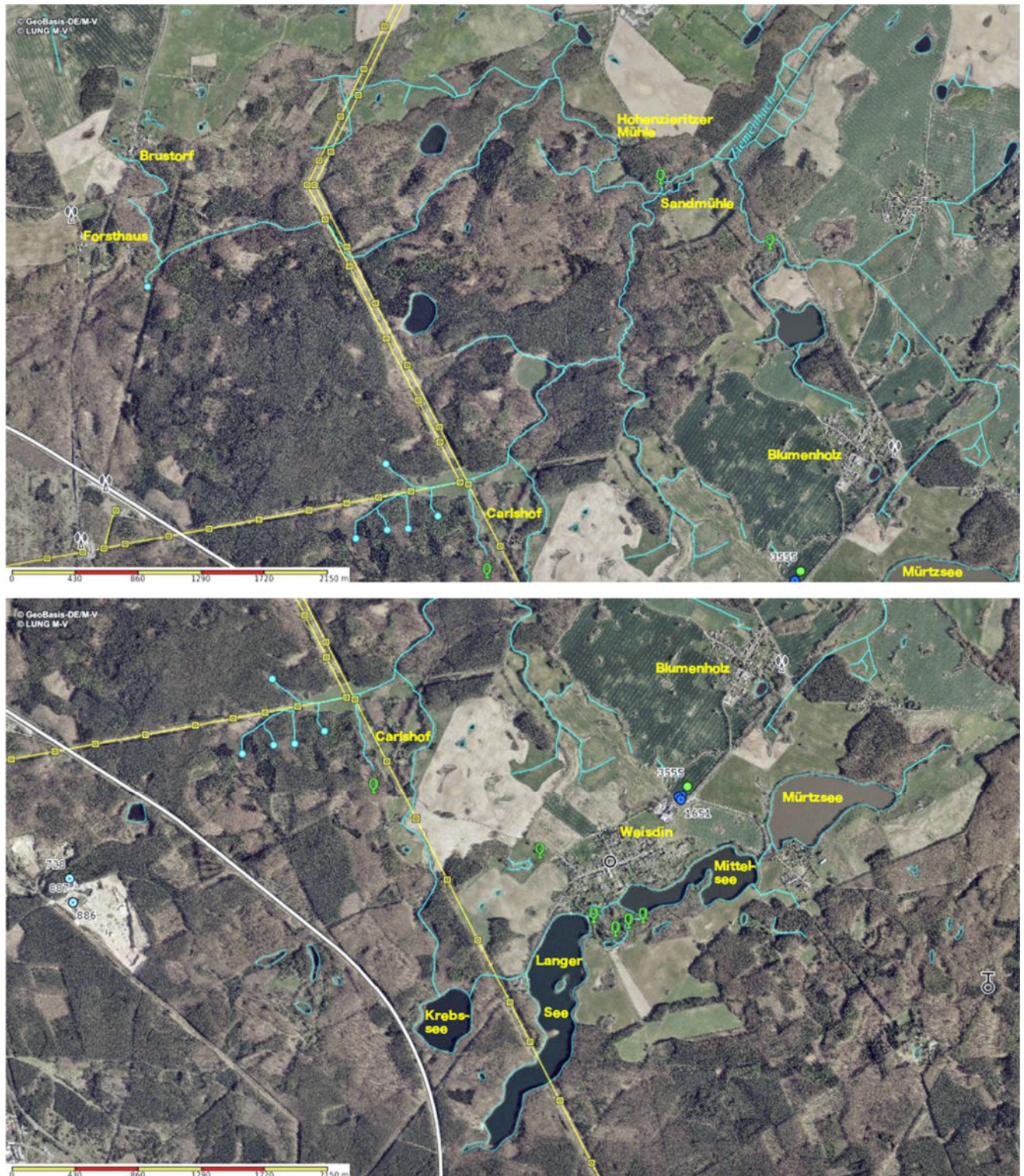


Abb. 8 (oben): Luftbild Ziemensbach-Zuflüsse vom alten Forsthaus Brustorf und vom Murtzsee (hier ab Carlsdorf). Abb. 9 (unten): Luftbild mit ehemaligem künstlichem Zufluss vom Murtzsee im Bereich Weisdin. Quelle: Geodatenbank des LUNG M-V.

heutigen Pegel bei ca. 67 m. ü. NHN.¹³ Schaut man sich die Form und Tiefe des den die B96 beim alten Chausseehaus kreuzenden und zum Krebssee über ein Sumpfloch führenden Abflussgrabens an, dann offenbart sich selbiger als eine vollkommen künstliche Anlage, über die schon seit Jahren kein Wasser mehr abgeflossen ist, und um so weniger zur Zeit des Übergangs von der slawischen in die frühdeutsche Zeit, wenn der Wasserstand

noch einmal niedriger lag als heute. Auch die Form und Höhe (Minimum 75 m. ü. NHN) des westlichen Seeufers im Bereich des Abflussgrabens erweist den Abflussgraben unzweifelhaft in Gänze als künstlichen Durchstich durch den dortigen Höhenzug. Gleiches gilt für den Abflussgraben aus dem Krebssee, der sich heute bereits baumbestanden zeigt (siehe Abb. 10).

Erst im Rahmen des deutschen Landesausbaues und der in diesem Zuge erfolgten großflächigen Entwaldung der Landschaft und dem damit erhöhten Eintrag von Oberflächenwasser in den Langen See und den mit ihm oberflächlich durch Gräben in Verbindung stehenden Mürtzsee und Mittelsee dürfte es zu einem merklichen Anstieg des Wasserspiegels dieser nicht durch Grundwasser, sondern ausschließlich durch Nieder- und Oberflächenwasser gespeisten Seen durch erhöhten Eintrag eben dieser Wasser gekommen sein, die eine künstliche Entwässerung notwendig machte. Die Ableitung dieser Wasser durch Gräben hin zur Sandmühle war gezielt, insofern auf diese Weise der Mühle mehr Wasser zugeführt werden konnte. Wann genau die künstlichen Gräben angelegt worden sind, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Auf der Schmettauschen Karte des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz von 1788 sind sie jedenfalls ausgewiesen (siehe Abb. 11).

Nach Darstellung des Verlaufes des Ziemenbaches im entsprechenden „Wasserkörper-Steckbrief“ bestätigt das LUNG M-V im Unterschied zu seiner im Geokartenwerk vertretenen Ansicht die Auffassung der Autoren der Einträge bei Wikipedia zur Tollense und zum Ziemenbach, dass der Ziemenbach seinen Ursprung nicht im hinter dem alten Forsthaus in Brustorf gelegenen Quellgebiet findet, sondern nordöstlich des Mürtzsees östlich



Abb. 10: Ehemaliger künstlicher Abfluss aus dem Krebssee, Frühjahr 2024. Foto vom Verfasser.



Abb. 11: Schmettausche Karte (1788) mit Darstellung der künstlichen Gräben vom Mürtzsee über Mittelsee, Langen See, Krebssee, Karpfenteich bis nach Carlschhof.

¹³ Der Experte des Landesamtes für Kultur und Denkmalpflege M-V hier vor Ort in Neustrelitz, Jens Ulrich, bestätigte in einem jüngst geführten Telefonat die angegebenen Werte als im für die hier behandelte Frage Entscheidenden aktuell.

Gleichwohl erklärt das LUNG M-V im genannten „Wasserkörper-Steckbrief“ aber gleichzeitig, dass dieser Wasserkörper, das heißt der vom Mürtzsee her kommende Wasserkörper „*künstlich*“ sei.

Vor dem Hintergrund des oben vorgestellten archäologischen Befundes auf der Insel im Langen See und dem sich daraus erschließen lassenden Pegelstand des Langen Sees zur spätslawischen Zeit scheidet der Bereich nordöstlich des Mürtzsees, östlich von Blumenholz als historischer und natürlicher Quellbereich der Tollense aus. Folglich ist der Quellbereich der Tollense den zweiten Zulauf des Mühlenteiches der Sandmühle aufwärts zu vermuten.

Schon die Tatsache, dass dieser zweite, vom Quellbereich hinter dem alten Forsthaus Brustorf her kommende Zulauf auf seinem Weg nur wenig vor der Sandmühle die Hohenzieritzer Mühle antrieb (*siehe Abb. 7*), dürfte vor dem Hintergrund offenbar entsprechend ausreichend zufließenden Wassers ein Hinweis auf die Richtung sein, in der wir die historische Quelle der Tollense zu suchen haben. In die gleiche Richtung verweist auch das landschaftliche Profil. Auch die Autoren des Wikipedia-Eintrags zum Ziemensbach vermerken ja selbst – und dieser Befund hätte die Autoren im Unterschied zur Anlage der künstlichen Gräben des von ihnen favorisierten Oberlaufes der Tollense skeptisch werden lassen können –, dass der vom Quellbereich hinter dem alten Forsthaus Brustorf her kommende Zulauf „*bis zur Sandmühle durch ein zwanzig bis dreißig Meter tief eingeschnittenes, gewundenes und zumeist enges Tal fließt.*“ Dieser Zulauf befindet sich offenbar ganz zweifelsfrei in einem nicht zuletzt auch von ihm selbst ausgespülten und damit natürlichen Talbett, so dass selbiger als natürlicher Oberlauf der Tollense betrachtet werden darf.

Dass die Menschen im 13. Jahrhundert tatsächlich nicht nur den Abschnitt zwischen der Lieps bei dem Örtchen Prillwitz und der Sandmühle als Fluss/Bach Tollense betrachtet haben, sondern auch den vom alten Forsthaus Brustorf her kommenden Zulauf, lässt eine Urkunde vom 12. März 1274 erkennen. Wir erinnern uns: Im Vertrag von Kremmen wurde 1236 vom Herzog des Teilherzogtums Pommern-Demmin, Wartislaw III., den Brandenburgischen Markgrafen der östlich des Oberlaufes der Tollense liegende Teil des Landes/Burgwardbezirkes *Wostrowe* aufgelassen. Der westlich des Oberlaufes der Tollense liegende Teil hingegen befand sich seit der Schenkung im Jahr 1170 im Besitz des Bischofs und Domkapitels der Havelberger Kirche. Selbige übertrugen nun – die von Nikolaus I. von Werle durch sein wohl im politischen Vakuum des Landes Penzlin praktisch vollzogenes Siedlungswerk geschaffenen Tatsachen anerkennend und gegen die vordringenden Brandenburgischen Markgrafen sich gegenseitig absichernd – schlussendlich mit Urkunde vom 5. Juni 1274 diesen Teil des ehemaligen Landes *Wostrowe*, also den Teil, der fortan Land Penzlin hieß, als Lehen an Nikolaus I. von Werle. Nikolaus I. von Werle selbst wiederum bestätigte bereits mit Urkunde vom 12. März 1274 die Güter der Brüder Bernard und Heinrich von Peccatle im Land Penzlin als Lehen – vermutlich infolge des Versterbens ihres Vaters, Gerold von Peccatle:

„Wir, Nicolaus von Gottes Gnade Herr von Werle, machen wie den Gegenwärtigen so den Zukünftigen bekannt, dass wir aus unserem guten und freien Willen und aus Zustimmung der Söhne unseren Lieben und Treuen, dem Herrn Bernardus und dem Herrn Hin-

ricus, den von Peccatle genannten Brüdern, und deren Erben und Nachfolgern deren Güter in der Vogtei Pencelin oder wo auch immer sie sie in den Teilen der Slavia [i.e. des Slawenlandes] eingeschlossen haben mögen, zur verbundenen Hand dargereicht haben [...] Dies sind die Güter der vorbenannten Ritter, und zwar des Herrn Bernardus und des Herrn Hinricus von Peccatle, die [ihnen] zur verbundenen Hand dargereicht sind und deren Erben als Nachfolgern mit allem Recht, wie es oben benannt ist, und mit Übertragung der Kirchenzehnten [lt. *beneficiorum*] und Kirchen [*ecclesiarum*]: Lupeglove, Cippelow, Ciriz, Stribbow, Peccatle, Vilem, Colhazenvilem, Brusmezdorpe und Lancavel [...].“¹⁵

Von den hier aufgezählten Gütern grenzen nun die Feldmarken von *Cippelow* (heute Zippelow), *Ciriz* (heute Hohenzieritz), *Stribbow* (bereits im 15. Jahrhundert wüst gefallen), *Brusmezdorpe* („Alt-Brustorf“ westlich vom heutigen, erst aus einer Glashütte entstandenen Brustorf gelegen und ebenfalls spätestens im Ausgang des 15. Jahrhunderts wüst gefallen¹⁶) und *Lancavel* (heute Langhagen) als „Grenzfeldmarken“ direkt an den südlichen Teil des Stargardischen Herrschaftsgebietes der Brandenburgischen Markgrafen, also den östlichen Teil des alten Landes *Wostrowe*. Und von diesen Feldmarken werden – wie sich aus den Kartenwerken des 18. Jahrhunderts erschließen lässt – die Feldmarken von *Cippelow*, *Ciriz*, *Stribbow* und *Brusmezdorpe* östlich durch den vom Verfasser wahrscheinlich gemachten Oberlauf der Tollense begrenzt:

Auf der Schmettauschen Karte von 1788 liegen die Feldmarken von Zippelow und Hohenzieritz auf ehemals werlischem Gebiet – durch den Oberlauf der Tollense getrennt – der Feldmark von Prillwitz auf ehemals brandenburgischem Gebiet gegenüber (*siehe Abb. 13*). Die Feldmark von Hohenzieritz hat nachfolgend, wie die Flurnamen *Stribow Wiese*, *Striboer See*, auf dem *Stribow* auf der genannten Karte erkennen lassen, in seinem südwestlichen Bereich große Teile des wüst gefallenen Stribbow in sich aufgehen lassen. Gleiches gilt in seinem südlichen Bereich, der als *Heyde Holtz* ausgewiesenen Flur. Dieser über die Tollense und die Sandmühle nach Süden im Jahr 1788 hinausragende Bereich der Feldmark von Hohenzieritz gehörte im 13. Jahrhundert zur Feldmark von Peutsch, einem Dorf, das ebenfalls im 15. Jahrhundert wüst gefallen ist. Auf Peutscher und nicht Hohenzieritzer Feldmark befand sich nach urkundlichem Zeugnis daher auch die Sandmühle.¹⁷

Auf der Wiebekingschen Karte des Herzogtums Mecklenburg-Schwerin von 1786 lässt sich der weitere Grenzverlauf im 13. Jahrhundert aufgrund dessen, dass sowohl Stribbow und Alt-Brustorf auf ehemals werlischer Seite als auch Peutsch auf brandenburgischer Seite bereits im 15. Jahrhundert wüst gefallen waren und deren Feldmarken teilweise (Peutsch und Alt-Brustorf) oder ganz (Stribbow) in den Feldmarken der umliegenden Dörfer aufgegangen sind, nur noch grob, aber für unsere Zwecke noch hinreichend genau erkennen (*siehe Abb. 14*). Es dürfte kein Zweifel bestehen, dass der Oberlauf der Tollense und ihr auf der Wiebekingschen Karte als so genannte *Fünfbornwiese* ausgewiesenes einstiges Sammelbecken von fünf Quellen, die durch Gräben meliorisierte Wiese, die

¹⁵ Zitiert und übersetzt nach dem Original im Landesarchiv Greifswald, Sign. Rep. 2 priv. Nr. 1.

¹⁶ Vgl. Darjes & Ulrich 2011.

¹⁷ Vgl. Urkunde vom 12. September 1505, Lisch 1852: 363, Nr. DCCLXXXVIII.: „*item de veltmarcke to Poltzke [= Peutsch] half, dâr de santmôlen vppe licht*“.

Grenze zwischen Alt-Brustorf auf werlischem Gebiet und Peutsch auf brandenburgischem Gebiet bildete. Denn die nordöstlich der *Fünfbornwiese* gelegenen Tannen tragen die Bezeichnung auf der Karte *Stribbow Tannen*. Deren Flur wird also im 13. Jahrhundert zur Feldmark Stribbow gehört haben und nicht, wie zur Zeit der Karte in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Feldmark von Peutsch. Die Tollense wird als natürliche feste Landmarke daher auch in diesem Abschnitt die Grenze zwischen beiden Herrschaftsgebieten gebildet haben, wie überhaupt die alten Grenzen der deutschen Ostsiedlung und ersten Aufmessung des Landes im 13. Jahrhundert sich, wo immer möglich, an natürlichen Landschaftsstrukturen orientierten.¹⁸

Damit findet sich also der im Vertrag von Kremmen 1236 benannte Fluss Tollense als Grenzfluss desjenigen Teiles des Landes *Wostrowe*, der an die Brandenburgischen Markgrafen fällt, auch als der Grenzfluss der für das Jahr 1274 nachweisbaren Grenze zwischen dem Herrschaftsgebiet der Brandenburgischen Markgrafen und dem werlischen Herrschaftsgebiet bezeugt. Folglich dürfen wir mit guten Gründen die noch heute kräftig sprudelnden Quellen hinter dem alten Forsthaus Brustorf als die Quellen der Tollense ansehen, die sich somit als – zwar unweit, aber dennoch – durch den Endmoränenrücken von ihrer „Schwester“, der Havel, geschieden erweist, nur dass man den



Abb. 13: Schmettausche Karte des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz (1788) mit Ausschnitt Lieps, Ziemensbach, Prillwitz, Zippelow, Hohenzieritz, Stribbower Flurnamen, Sandmühle.



Abb. 14: Wiebekingsche Karte (1786) mit Ausschnitt Brustorf, Peutsch, Fünfbornwiese.

¹⁸ Selbst die auf den genannten Kartenwerken ausgewiesene Grenze zwischen Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz vom Jahr der letzten Landesteilung 1701 folgt von einem Punkt kurz unterhalb der *Fünfbornwiese* bis zur alten Granitbrücke, die über den Hohenzieritzer Weg führt, noch dem vom Landschaftsprofil vorgegebenen mittelalterlichen Grenzverlauf an der Tollense. Die noch heute diesen Lauf markierenden Granitsteine sind stumme Zeugen dieser Grenze. Die Erforschung dieses neuzeitlichen Grenzverlaufes im Rahmen eines Studienprojektes an der Hochschule Neubrandenburg ist dem Herausgeber dieser Reihe zu verdanken. Der vorliegende Beitrag versteht sich als Erweiterung dieses Projektes und wäre ohne den Herausgeber weder veranlasst noch publiziert.

natürlichen Quellen der Havel im 15. Jahrhundert einen künstlichen Verlauf hin zur Tollense gegraben hat.

Diese Grenze verlor als Landesgrenze bereits im Jahr 1276 ihre Bedeutung, da in jenem Jahr in der so genannten Schlacht bei Groß Trebbow Nikolaus I. von Werle dem Brandenburgischen Markgrafen unterlegen war und die Gebiete im Umfeld der werlischen Burgen und Städte Wesenberg und Penzlin an die Brandenburger verlustig gingen, noch dazu die Brüder und Herren von Peccatle als Großgrundbesitzer innerhalb des Landes Penzlin mitsamt ihren Gütern ihren Lehnsherren wechselten und fortan als brandenburgische Vasallen mit Sitz auf der nachfolgend errichteten Burg Prillwitz in Erscheinung treten.

Welche Fortsetzung die alte, zwischen 1236 und 1276 zwischen Brandenburg und der Herrschaft Werle bestehende Landesgrenze jenseits der Quellen der Tollense hinter dem alten Forsthaus Brustorf hinüber über die B193 hin zu der oben erwähnten alten markgräflichen Zoll- und Grenzstelle am alten Weg nach Stargard findet und ob der jenseits der B193 befindliche, noch heute mächtige und bis nach Liepen führende lange Steinwall in diesen Zusammenhang gehört, bleibt einer weiteren Untersuchung vorbehalten.

Namenkundliche Anmerkungen

Der Name *Tollense* ist – wie auch der Name der Flüsse Peene, Trebel und Recknitz – slawischer Herkunft.¹⁹ Die Slawen – so die heutige Ansicht der führenden Experten – wanderten nach der Abwanderung vormals hier siedelnder Germanen und einer sich daran anschließenden, von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis ca. 670 über einen Zeitraum von mehr als 100 Jahren andauernden Besiedlungslücke von Südosten auch in das Gebiet um die Tollense ein.²⁰

Der Name *Tollense* gehört zur großen Fülle der im ehemals slawischen Siedlungsraum Bayerns, Sachsens, Sachsen-Anhalts, Brandenburgs und Mecklenburg-Vorpommerns anzutreffenden slawischen Gewässer- und Ortsnamen, die sich eingedeutscht als *Dolenz*, *Tolenz*, *Dolen*, *Dalen*, *Dahlen*, *Döllnitz*, *Döhlen*, *Dölitz*, *Dölniken*, *Dölzig* etc. darstellen. Der Kürze wegen sei hier nur ein sprachwissenschaftlich besonders lehrreiches Zeugnis aus Oberfranken angeführt, und zwar der Name des in Tallage befindlichen Ortes *Döllnitz* im Landkreis Kulmbach, für den folgende Namen und Schreibweisen historisch belegt sind und dessen Namenableitung aus dem Slawischen von der Wurzel **dol-* völlig unstrittig ist: 1250 *Dol(n)ce*, 1286 *Tolenz*, 1307 *Dolenz*, 1311 *Doelnz*, 1335 und 1393 *Dolnz*, 1398 *Dolniz*, 1417 *Dolnitz*, 1421 *Tolniz*, 1438 und 1445 *Dolnitz*, 1506 *Doelnitz*, 1524, 1547 und 1566 *Dolnitz*, 1581 *Dolnicz*, 1702 *Döllnitz*.²¹

¹⁹ Die vom Germanisten Albrecht Greule in das 2014 veröffentlichte Lexikon *Deutsches Gewässernamenbuch* einzig aufgenommene Ableitung des Flussnamens aus dem Germanischen (Greule 2014: 539) ist aus im Rahmen dieses Beitrags nicht auszuführenden Gründen als hoch spekulativ und nicht nachvollziehbar zurückzuweisen.

²⁰ Zur Besiedlungslücke und zum Zeitpunkt der Einwanderung der Slawen in das Gebiet zwischen Oder und Elbe vgl. grundlegend Biermann 2016 und speziell für das Tollensegebiet Schneeweiß 2007.

²¹ Zu den Belegen und der Ableitung des Ortsnamens aus dem Slawischen siehe Guttenberg 1952: 22–23.

Der Fülle entsprechender Namen liegt die slawische Wortwurzel **dol-* in der Bedeutung „Loch, Grube, Tal, Senke“ zugrunde (vgl. heute sorbisch: *Sprjewiny Dol* „Spreetal“; polnisch: *dolina* „Tal“, russisch: *долина* „Tal“). Im Slawischen ist diese Wurzel für uns erstmals mit dem Einsetzen der slawischen Schriftsprache (altkirchenslawisch) ab dem Ende des 9. Jahrhunderts fassbar.

Zur Bildung eines Gewässer- oder Ortsnamens mit der Bedeutung „Tal-Fluss“, „Tal-See“ oder „Tal-Ort“ tritt im Altslawischen (im hier maßgeblichen Bereich also im Altpolabischen oder Altsorbischen) an die slawische Wurzel **dol-* das Suffix *-nica* mit dem Ergebnis **dol-nica*. Bei der Übernahme ins Deutsche erscheint das Suffix *-nica* dann verschriftet entweder als *-enz* (abgeleitet *-enze*), bspw. in *Dolenz* oder *Tolenz*, oder *-nitz*, *-itz*, *-iz*, bspw. in *Döll-nitz* (= linker Nebenfluss der Elbe, welcher in Riesa in selbige mündet).

Zeitlich weit vor der Erwähnung des Namens von Fluss und See *Tollense* ab dem Jahr 1236 tritt uns in den Urkunden der Name der in dem Gebiet der Tollense siedelnden Slawen, der *Tolensane*, entgegen, und zwar authentisch erstmals in einer Urkunde Ottos I. vom 27. Juni 965 (MUB, Bd. 1, Nr. 16). Diesem eingedeutschten Namen liegt im Slawischen zugrunde die Bildung durch nochmalige Erweiterung der bereits durch das Suffix *-nica* erweiterten Wurzel durch das Suffix *-jane* mit dem Ergebnis: **dol-nica-jane*. Der Name dieser Slawen bedeutet entsprechend „Tal-Fluss-Anwohner“, „Tal-See-Anwohner“ oder „Tal-Ort-Bewohner“.

Dass 1) die slawische Wurzel **dol-* denselben sprachlichen Ursprung wie unser hochdeutsches Wort *Tal* in einer dem Slawischen und Germanischen vorausgehenden gemeinsamen Ursprache mit ihren Sprechern, den frühen Ackerbauern der Steinzeit südlich des Kaukasus, vor mehr als 8000 Jahren hat, dass 2) diese slawische Wurzel daher auch dieselbe Bedeutung hat wie unser hochdeutsches Wort *Tal* oder das mittelniederdeutsche Wort *Dal*, dass 3) auch noch im Urslawischen, das heißt in der Zeit vor und während der Einwanderung der slawischen Stämme in das Gebiet zwischen Oder und Elbe, die altslawische Wurzel **dol-* urslawisch **dal-* lautete und dass uns 4) für die Zeit der urslawischen Wurzel **dal-* schließlich im Germanischen, und zwar gotisch in der Wulfilabibel des 4. Jahrhunderts, *dals* (männlich) oder *dal* (sächlich) in der Bedeutung „Grube, Schlucht, Tal“ überliefert ist, sei für den sprachlich interessierten Leser wenigstens abschließend angemerkt.

Folglich wird aus sprachwissenschaftlicher Perspektive erkennbar, dass auch der Name dieser *Tollense* schon ab ihrem Quellbereich als ein von den Namensgebern aus ihrer Lage im Landschaftsprofil abgeleiteter Name wahrscheinlich gemacht werden kann und dass umgekehrt die Bezeichnung des Landschaftsprofils als *Tollensetal* eigentlich eine Doppelung des Wortes *Tal* enthält.

Nach alledem bleibt dem Verfasser abschließend nur noch, dem naturkundlich und/oder historisch interessierten Wanderer die Suche nach diesem hier wiederentdeckten Kleinod der Natur, den fünf Quellen der Tollense hinter dem alten Forsthaus Brustorf (*siehe Abb. 15*), ebenso zu empfehlen wie eine Talwanderung von der *Fünfbornwiese* an entlang dem Oberlauf der Tollense bis hinunter zur Sandmühle. Wobei der letzte Abschnitt zwischen der alten über die Tollense führenden Granitbrücke des Hohenzieritzer Weges weiter zur



Abb. 15: Quellbereich der Tollense oberhalb der Fünfbornwiese unterhalb des ehemaligen Teerofens hinter dem alten Forsthaus Brustorf, Frühjahr 2025. Foto vom Verfasser.

Hohenzieritzer Mühle bis zur Sandmühle aufgrund heute ungepflegter alter Hegewege wohl eher dem Abenteurer vorbehalten bleibt.

Literaturverzeichnis

- Bergstedt, Clemens 2002: Kirchliche Siedlung des 13. Jahrhunderts im brandenburgischen-mecklenburgischen Grenzgebiet (= Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, Bd. 15). Berlin.
- Biermann, Felix 2016: Über das „dunkle Jahrhundert“ in der späten Völkerwanderungs- und frühen Slawenzeit im nordostdeutschen Raum, in: Biermann, Felix, Kersting, Thomas, Klammt, Anne (Hg.): Die frühen Slawen – von der Expansion zu gentes und nationes (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, Bd. 81/1). Langenweißbach: 9–26.
- Bleile, Ralf 2005: Die Auswirkungen des spätmittelalterlichen Wassermühlenbaus auf die norddeutsche Gewässerlandschaft, in: Biermann, Felix & Mangelsdorf, Günter (Hg.): Die bäuerliche Ostsiedlung des Mittelalters in Nordostdeutschland – Untersuchungen zum Landesausbau des 12. und 14. Jahrhunderts im ländlichen Raum (= Greifswalder Mitteilungen, Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie, Bd. 7). Frankfurt am Main:
- Boll, Franz 1846: Geschichte des Landes Stargard bis zum Jahr 1471, 1. Teil. Neustrelitz.
- Darjes, Enrico & Ulrich, Jens 2011: Alt-Brustorf, Lkr. Mecklenburg Strelitz – Die Rekonstruktion einer dörflichen Siedlung und Gemarkung anhand von archäologischen und historischen Quellen, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern, Bd. 18, Neubrandenburg: 106–117.
- Greule, Albrecht 2014: Deutsches Gewässernamenbuch – Etymologie der Gewässernamen und der dazugehörigen Gebiets-, Siedlungs- und Flurnamen. Berlin/Boston.

- Guttenberg, Freiherr von 1952: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Oberfranken, Bd. 1: Land und Stadtkreis Kulmbach. München.
- Lisch, Georg Christian Friedrich 1852: Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Geschlechtes von Maltzan, Bd. 4. Schwerin.
- Luck, Walther 2017: Die Prignitz, ihre Besitzverhältnisse vom 12. bis zum 15. Jahrhundert. München & Leipzig.
- MUB, Bd. 1: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Hg.): Mecklenburgisches Urkundenbuch. Schwerin 1863.
- MUB, Bd. 2: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Hg.): Mecklenburgisches Urkundenbuch. Schwerin 1864.
- Riedel, Adolph Friedrich 1831: Die Mark Brandenburg im Jahre 1250 oder historische Beschreibung der Brandenburgischen Lande ihrer politischen und kirchlichen Verhältnisse um diese Zeit, eine aus Urkunden und Kroniken bearbeitete Preisschrift, 1. Teil. Berlin.
- Ruchhöft, Fred 2008: Vom slawischen Stammesgebiet zur deutschen Vogtei (= Archäologie und Geschichte im Ostseeraum, Bd. 4). Rahden/Westf.
- Schich, Winfried 2003: Der Ausbau des Landes Stargard unter der Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg – die mittelalterlichen Grundlagen der Kulturlandschaft im östlichen Teil von Mecklenburg-Strelitz, in: Stark, Karola (Hrsg.), Vom Anfang und Ende Mecklenburg-Strelitzer Geschichte. Internationale Wissenschaftliche Konferenz „300 Jahre Mecklenburg-Strelitz“ am 6. und 7. April 2001 in Neustrelitz veranstaltet vom Landesheimatverband Mecklenburg-Vorpommern e.V., Friedland: 11–44.
- Schneeweiß, Jens 2007: Die Rolle des Gewässersystems bei der slawischen Einwanderung am Beispiel des Worders bei Neubrandenburg – ein Beitrag zur Kontinuitätsdiskussion, in: Biermann, Felix & Kersting, Thomas (Hrsg.): Siedlung, Kommunikation und Wirtschaft im westslawischen Raum (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, Bd. 46). Langenweißbach: 19–28.
- Szczesiak, Rainer 2002: Der Niederadel des Landes Stargard vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: Erstling, Frank, Saß, Frank, Schulze, Eberhard & Witzke, Harald (Hrsg.), Mecklenburg-Strelitz – Beiträge zur Geschichte einer Region. Friedland: 36–63.



Adamsdorf 26 17237 Klein Vielen
Telefon: 039822 269945

Andrea Ave
Physiotherapie

unsere Leistungen:

- manuelle Therapie
- manuelle Lymphdrainage
- Krankengymnastik
- Krankengymnastik nach Bobath

... und andere

Die Wiesenküchenschelle (*Pulsatilla pratensis*)

Martin Herrmann

Meine Frau und ich sind gerne auf längeren Wanderungen unterwegs. Wir lieben Blumen und sind immer wieder von der üppigen Vielfalt im Alpenraum begeistert. Dabei faszinieren uns die vielen unterschiedlichen Pflanzengemeinschaften, die unsere Wanderungen wie ein buntes Mosaik begleiten. Seit ich mit der App „Flora Inkognita“ die blühende Pracht bis auf Artniveau bestimmen kann, ist sie mir noch bewusster geworden. Denn die App differenziert, wo ich als Laie keine Unterschiede erkenne. Daneben bietet die Bestimmungshilfe Informationen zum Vorkommen und zur Seltenheit der Pflanzen. Dabei überrascht es mich immer wieder, dass stark bedrohte Arten an einigen Standorten mit einer unglaublichen Üppigkeit und Vitalität vorkommen, wie ich sie nur vom Unkraut in meinem Garten kenne.



Abb. 1: Aus Samen gezogene heimische Wiesenküchenschelle (*Pulsatilla pratensis*).

Einige Blumen fand ich besonders spannend. Andere konnten wir leider nicht blühend fotografieren, da wir bei unseren Wanderungen im Herbst zu spät dran waren. Also habe ich versucht, sie in meinem Garten zu kultivieren. Einige Staudengärtnereien bieten eine große Auswahl an heimischen Wildstauden an. Mein Ehrgeiz war es jedoch, die Pflanzen selbst aus Samen zu ziehen, um ihre Entwicklung von der Keimung bis zur Blüte zu beobachten. Die Samen habe ich im Samenhandel gekauft, zum Beispiel bei Jelito oder der Templiner Staudengärtnerei. Auf ihren Internetseiten finden sich auch detaillierte Angaben zu Keimung und Anzucht. Trotzdem erwies sich dieses Unterfangen als ausgesprochen ambitioniert. Denn viele Wildstauden sind äußerst anspruchsvoll in der Kultivierung. Die erste Hürde ist, die Samen überhaupt zum Keimen zu bringen. Selbst bei Einhaltung der Angaben zur Anzucht bezüglich Keimtemperatur und Vorlieben für sauren oder kalkhaltigen Boden fallen die Keimerfolge mitunter ernüchternd aus. Ich musste auch die Erfahrung machen, dass nach

einem erfolgreichen Keimen im ersten Jahr in den Folgejahren der Keimerfolg ausblieb, obwohl ich glaubte, alles genauso gemacht zu haben wie im ersten Jahr. Nach der Keimung erstaunt mich immer wieder, wie langsam sich diese Wildstauden entwickeln. Bei der Anzucht von Wiesenküchenschellen habe ich die Jahresentwicklung mit der von Zucchini-Pflanzen verglichen, die zeitgleich keimten. Während die Zucchini uns eine wahre Schwemme bescherten und wir täglich Zucchini-Gerichte in immer neuen Variationen von meiner Frau und meiner Tochter serviert bekamen, befanden sich die Wiesenküchenschellen noch im Dreiblattstadium. In dieser Langsamkeit wachsen viele der inzwischen

bei uns so selten gewordenen Wildstauden. In der Literatur finden sich Angaben, dass erst nach sieben bis neun Jahren mit dem ersten Blütenansatz zu rechnen ist. Bei meinen gärtnerischen Bemühungen frustriert mich die Sorge, dass diese kümmerlichen Pflänzchen diese Zeit möglicherweise nicht überstehen.

Bei unseren Wanderungen treffen wir immer wieder auf Biotope, in denen diese sensiblen Pflanzen als dominante

Art zu Hunderten oder gar Tausenden üppig und schön wachsen. Ihre Anpassung muss also in der Vergangenheit durchaus erfolgreich gewesen sein und ihr Vorkommen muss sich auf große, zusammenhängende Landschaftsräume erstreckt haben. Gerade in Mecklenburg-Vorpommern sind schließlich alle Pflanzen erst nach der Eiszeit von weit her eingewandert. Für die natürliche Entwicklung von Pflanzengesellschaften ist dies ein überschaubarer Zeitraum.

Wenn wir die unterschiedliche Entwicklungsgeschwindigkeit von Zucchini und Wiesenküchenschelle und ihre idealen Standortansprüche anschauen, ist es wichtig, den pflanzenverfügbaren Stickstoff im Boden als wichtigen Baustein des Pflanzenwachstums zu betrachten. Jeder Gärtner und Landwirt weiß, Stickstoffdüngung fördert Wachstum und Ertrag. Dieses trifft für unsere Zucchiniplanzen wie für viele unser Gemüsepflanzen zu, von denen ein Großteil Starkzehrer sind. Als Stickstoffquelle wird von uns Gärtnern je nach Vorliebe Kompost, Stallmist oder auch Kunstdünger eingesetzt.

Die Wiesenküchenschelle finden wir in großen Stückzahlen und Vitalität in Sanddünen wie bei Binz, auf humusarmen Kalkschotterböden in den Alpen oder auch auf den flachgründigen Kalkplatten der Alvare von Öland, Gotland und dem Baltikum, in Lebensräumen, in denen Stickstoff nur in geringen Mengen im Boden vorkommt und die oberen Bodenbereiche periodisch stark austrocknen. Unter diesen Bedingungen ist ein langsames Wachsen der Blätter von Vorteil, denn einen großen Teil der Energie, die durch Photosynthese gewonnen wird, investiert die Wiesenküchenschelle in das Wurzelwachstum, um die wiederkehrenden Trockenperioden zu überstehen. Eine geringe Blattmasse begrenzt auch die Verdunstung in den Trockenphasen. Diese Anpassung finden wir bei vielen Wildstauden und den zweijährigen Pflanzen. Zuerst wird in das Wurzelwachstum investiert, Höhenwachstum und Blüte setzen erst nach Ausbildung einer kräftigen, oft in



Abb. 2: Samen und Dreiblatt Stadium sind von einer Roten Küchenschelle (*Pulsatilla rubra*). Sie ist bei uns als Gartenpflanze zu finden. Natürliches Vorkommen von der West Schweiz bis nach Spanien.

die Tiefe reichenden Wurzel ein. Zweijährige Pflanzen können auf ungünstigen Standorten durchaus erst im dritten Jahr blühen. Da die Wiesenküchenschelle wie auch das Sommer-Adonisröschen sehr feine Wurzeln hat, die über ein bis mehrere Meter tief in den Boden reichen, ist ein Umpflanzen unmöglich. Beim Ausgraben werden die Wurzeln gekappt und beschädigt, so dass Pflanzen nicht wieder anwachsen.

Steigt der Humusgehalt des Bodens, wird in der kontinuierlich ablaufenden Humuszersetzung und Umsetzung Stickstoff pflanzenverfügbar. Mit dem steigenden Wasserspeichervermögen verringert sich zusätzlich die Auswaschung von Stickstoffverbindungen. Damit setzt eine Entwicklung ein, die stickstoffliebende Pflanzen fördert. Diese Pflanzen entwickeln eine größere Blattmasse, mit der sie den Boden stärker beschatten. Kleinere lichtliebende Pflanzen, die an ärmere Standorte angepasst sind, werden überwuchert, ihr Wachstum beeinträchtigt und sie auf längere Sicht verdrängt.

Meine ersten, aus Samen gezogenen Wiesenküchenschellen hatte ich in die Wiese meines Gartens gepflanzt. Sie entwickelten sich kümmerlich und blühten nicht. Pflanzen, die im offenen Beet standen, blühten dagegen im Folgejahr. Die Bezeichnung Wiesenküchenschelle ist irreführend, denn die gut mit Stickstoff versorgten Fettwiesen, wie wir sie heute fast allorts vorfinden, sind nicht ihr Lebensraum. Auf dem Beet mit den kräftig blühenden Küchenschellen säte ich im Folgejahr Strand-Grasnelke ein, der Kleine Wiesenknopf kam von allein. Ich freute mich, da beides Pflanzen des Magerrasens sind, und ich glaubte, dass sie damit gute Nachbarn der Wiesenküchenschelle seien. Doch was passierte? Im Folgejahr fiel die Blüte der Wiesenküchenschelle nur noch dürrig aus und im Jahr darauf waren einige Pflanzen schon ganz verschwunden und die verbliebenen in einem kläglichen Zustand. Strand-Grasnelke und Kleiner Wiesenknopf hatten sich prächtig entwickelt. Die Exemplare waren deutlich größer und kräftiger als in ihren natürlichen Vorkommen. Mein Gartenboden war zu gut mit Stickstoff versorgt, was das Wachstum stark förderte. Unter den üppigen Pflanzen waren die Nacktschnecken vor Austrocknung geschützt und vertilgten auf kurzem Wege mit großem Appetit die Triebe und Blätter der Wiesenküchenschelle beim Austrieb im Frühjahr. Diese ernüchternde Erfahrung musste ich bei einigen meiner Wildstauden-Kulturen machen. Der Teufelsabbiss wird jedes Jahr übel zugerichtet, obwohl er von einem Schneckenzaun geschützt wird und dieses geschützte Beet auch mit Schneckenkorn versorgt wird. Herzgespann, Kreuzenzian, Katzenpfötchen wurden von den Schnecken restlos aufgefressen. Die Arnika wurde nach dem Auspflanzen im schneckengeschützten Bereich radikal vernichtet. Schon im Februar fand ich nur noch Löcher im Boden, wo die Überwinterungsknospe sein sollte. Die Nacktschnecken hatten bis tief in die Wurzel hinein alles sauber ausgefressen. Meine Erkenntnis für natürliche Küchenschellen-Standorte aus den gesammelten Erfahrungen im Garten ist, dass der Standort ein stark lückiger Gras- und Kräuterbestand sein sollte, mit größeren offenen Stellen. Der gesamte Bereich und sein Umfeld müssen so strukturiert und trocken sein, dass er ein für Nacktschnecken völlig unwirtliches Biotop ist. Der natürliche Schlüssel für diese Situation ist extreme Armut an Stickstoff-Verbindungen im Boden. Da die natürliche Stickstoffarmut, menschlich bedingt, durch Düngung und Einträge aus der Luft bei uns stark gestört ist, muss kontinuierlich durch Mahd und Beweidung Biomasse und damit Stickstoff der Fläche entzogen werden.

Ohne dass Jungpflanzen erfolgreich nachwachsen, werden nur wenige überalternde Pflanzen gepflegt und ihr langsames Sterben begleitet. Deshalb sind wiederkehrende Störungen so wichtig. Diese offenen Stellen benötigen Jungpflanzen, die sich für ihre Entwicklung so lange Zeit lassen und es nicht vertragen, bedrängt zu werden.

Als Gemüsegärtner und Blumenfreund musste ich erkennen: Was der Zucchini zur Freude, ist der Wiesenküchenschelle zum Leid. Beide werden nicht fröhlich auf einem Beet wachsen können.

Statthalter auf mecklenburgischen Gütern

Der letzte Statthalter auf dem Maltzanschen Gut in Peckatel hieß Hermann Jakobs.

Gisela Krull

Tagelöhner, im Duden als Hilfskräfte bezeichnet, wurden erst nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) auf mecklenburgischen Gütern benötigt. Bauern hatten einst Hof- oder Frondienst leisten müssen. Nach dem „Bauernsterben“ – wegen der Kriegsfolgen und des Bauernlegens – wurden andere landwirtschaftliche Arbeitskräfte benötigt, deshalb bildete sich bald auf jedem Gut ein fester Stamm (zunächst leibeigener) Tagelöhner heraus. Dazu gehörten Vorarbeiter, genannt Statthalter. Der jeweilige Statthalter, auch im Taglohn stehend, war quasi Verbindungsmann zwischen Inspektor und Gutsarbeitern. Er weckte die Leute morgens, mit einer Glocke durch das Dorf gehend, „bimmelte“ zum Arbeitsbeginn, teilte die Leute nach Absprache mit dem Inspektor zu den verschiedenen Tätigkeiten ein, half bei den Abrechnungen.

Die Statthalter hatten zuverlässiger und wendiger zu sein als die anderen Tagelöhner. Obwohl sie auch nur in die einklassige Dorfschule gegangen waren, mussten sie besser lesen, schreiben und rechnen können. Auch auf pommerschen Gütern arbeiteten solche Landarbeiter mit besonderen Aufgaben. Dort hießen sie Leutenvogt. In Notzeiten versuchten Gutsbesitzer ohne Inspektor zu wirtschaften, indem sie sich allein auf die Statthalter stützten.

Ludolf von Maltzan auf Peckatel geriet um 1930 in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten und musste die Ausgaben einschränken. Als sein Inspektor Bodenstein starb, stellte er keinen Nachfolger ein, sondern betraute den Jennyhöfer Statthalter Karsten mit den Aufgaben, der aber nach Meinung damaliger Tagelöhner scheiterte.

Letzter Peckateler Statthalter war Hermann Wilhelm Carl Jakobs, geb. am 24. Januar 1890. Er war ein Sohn des Tagelöhners Friedrich Jacobs und seiner Frau. Hermann heiratete 1911 Bertha Meyer, geb. 3. März 1895, Tochter des Peckateler Tagelöhnerehepaares Meyer. Hermann übernahm 1934 nach Aufsiedlung des Maltzanschen Gutes einen kleinen Bauernhof. Sein Sohn und Nachfolger trat 1960 in die LPG ein, beide lebten bis zu ihrem Tode in Peckatel. Sie hatten manches zu erzählen.

Nach mündlichen Berichten ehemaliger Peckateler Gutsarbeiter und deren Nachkommen.

Aus der Arbeit des Klein Vielen e. V. 2024 und 2025

Uta Matecki

Unser Verein hat derzeit 31 persönliche Mitglieder und mit der Gemeinde Klein Vielen ein institutionelles Mitglied. Neue Mitglieder, drei an der Zahl, konnten wir im Jahr 2024 herzlich willkommen heißen.

Die aktiven Mitglieder des Vereins haben 2024 und im laufenden Jahr doch wieder Einiges auf die Beine gestellt, um den Vereinszweck zu erfüllen. Dieser sieht die Förderung von Kunst und Kultur, der Landschaftspflege, der Heimatpflege und Heimatkunde sowie des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege vor. Die Vereinsaktivitäten möchte ich im Folgenden in gebotener Kürze beschreiben:

In den Wintermonaten zeigten wir im Gemeindezentrum wieder einige Filme:

- im Januar 2024 den Film „Heaven Can Wait – Wir leben jetzt“ (Buch & Regie: Sven Halfer, 2023), ein Film über einen Hamburger Casting-Chor, in dem alle Mitglieder über 70 Jahre alt sind. Sechs von ihnen wurden filmisch besonders begleitet und beobachtet.
- Im Februar 2024 lief „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war?“ (Regie: Sonja Heiss), eine Verfilmung des gleichnamigen autobiografischen Romans des Schauspielers und Autors Joachim Meyerhoff.
- Und im Januar 2025 zeigten wir „Micha denkt groß“, einen Film von Lars Jessen und Jan Georg Schütte, mit Charly Hübner in einer der Hauptrollen. Als Selfmade-Unternehmer Micha kehrt er in sein Heimatdorf mit einer „großen“ Vision zurück: Aus dem maroden ehemaligen Hotel seiner Eltern will er ein Luxushotel mit Wellness-Oase für gestresste Großstädter machen

An den Filmabenden nahmen nicht so viele Gäste teil wie in früheren Jahren, was sicher auch daran liegt, dass einige Bürgerinnen und Bürger unserer Gemeinde, die jahrelang zum „Stammpublikum“ gehörten, mittlerweile leider verstorben sind.

Zum Winterprogramm im Gemeindezentrum gehörten auch eine Vortragsveranstaltung und eine Lesung. Im März 2024 trug Dr. Sven Müller aus Neustrelitz vor. Er widmete sich dem Thema „Die Havelquelle in historischer Zeit und die Mühle zwischen Pieverstorf und Freidorf“. Schriftlich hatte er darüber bereits in unserem heimatkundlichen Jahrbuch „Dorfzeitung“ berichtet. Und im Februar 2025 las die Schriftstellerin und frühere Nordkurier-Kolumnistin Ditte Clemens unter dem Motto „Lachmuskeltraining zum Jahresbeginn, humorvolle Texte zum wundersamen Leben“ aus einigen ihrer vielen Bücher. Im März berichtete der Berliner Künstler Ernst Volland aus seinem reichen, mittlerweile sechs Jahrzehnte währenden Schaffen.

Weil sich der Förderverein Jahn-Kapelle e. V. im Jahre 2022 nach Abschluss der Restaurierung der Kapelle aufgelöst hatte, nachdem er seinen Zweck erfüllt sah, beschloss der Klein Vielen e. V., eine Arbeitsgruppe Denkmalschutz und Denkmalpflege einzurichten, deren Mitglieder sich in Zusammenarbeit mit der Gemeinde vor allem weiter um die Kapelle und deren Nutzung für Ausstellungen und andere denkmalgerechte Aktivitäten kümmern wollten. Davon gab es dann in den vergangenen fast zwei Jahren eine ganze Menge:

Im Mai 2024 wurden zur Besucherlenkung Fahrradständer am Eingang zum Klingenberg aufgestellt, um die Fahrradfahrer anzuregen, von dort zu Fuß zur Jahn-Kapelle zu gehen. Auch noch im Mai begann in der Kapelle eine Bilderausstellung der Künstlerin Karin Camara. Ihr Thema waren die vier Elemente *Feuer, Wasser, Erde, Luft*. Die Ausstellung stand dort über sämtliche Sommermonate bis zum Tag des offenen Denkmals am 8. September 2024, zu dem mehr als 50 Besucherinnen und Besucher kamen. Wenige Tage später, am 12. September, erlebte die Kapelle mit dem Dokumentarfilm „Tagebuch einer Biene“ eine cineastische Premiere, die über 30 Besucher erlebten.

Am 1. Advent fand der schon dritte Adentsbasar in und an der Jahn-Kapelle statt. In heimeliger Atmosphäre fanden über den Nachmittag hinweg etwa dreihundert Menschen den Weg hinauf auf den Klingenberg.

2025 war die Jahn-Kapelle Ort für drei Ausstellungen.

Zu Pfingsten 2025 zeigte der Maler Holm Heinke eine Auswahl seiner Bilder. Holm Heinke wurde 1944 in Chemnitz geboren. Von 1965 bis 1968 studierte er an der Fachschule für Werbung und Gestaltung Berlin und 1971 an der Kunsthochschule Berlin in der Fachrichtung Malerei. Ab 1973 war er als Illustrator und Grafik-Designer freiberuflich tätig, hatte Lehraufträge und war bei diversen Grafikwettbewerben als Juror gefragt. Nach 1990 setzte er seine künstlerischen Arbeiten fort (Öl, Gauchen, Aquarelle, Zeichnungen). Holm Heinke ist hierzulande auch als versierter Saxophonist bekannt.

Vom 6. Juli bis zum 9. August 2025 stellte Ernst Volland aus Berlin eine Sammlung seiner „Früchtchen“-Bilder aus. Ernst Volland sieht irgendwo Gartenfrüchte, aber auch Gartenwerkzeuge, sieht etwas in ihnen, umzeichnet sie, zeichnet sie ein, und von diesem



Volles Haus im Gemeindezentrum beim Vortrag von Dr. Sven Müller über die Havelquelle. Foto: Hermann Behrens.



Adventsbasar 2024 in der Jahn-Kapelle. Foto: Burkhard Lisson.

Moment an ist die Birne keine Birne mehr, die Mandarine mehr als Südfrucht, die Blüte Widerstand, die Rosenschere Rätsel. Auch zu seiner Person einige Informationen:



„Früchtchen“ von Ernst Volland.

Er wurde 1946 in Bürgstadt geboren. Nach dem Abitur in Varel studierte er Bildende Kunst, ab 1967 in Hamburg und bis 1972 in Berlin. Seitdem ist er als Künstler, Fotograf, Zeichner und Karikaturist, Galerist, Autor und Kurator unterwegs.

Eine Premiere erlebte die Kapelle am 6. August 2025. Hella Schulz aus Klein Vielen, Lehrerin in Neustrelitz, las aus Federica de Cescos Roman *„Silbermuschel“*. De Cesco, eine schweizerisch-italienische Schriftstellerin, geb. am 23. März 1938 in Pordenone/Italien, ist mit über 50 veröffentlichten Jugendbüchern eine der meistgelesenen Jugendbuchautorinnen im deutschen Sprachraum. Die Protagonisten ihrer Geschichten sind meistens selbstbewusste Mädchen, die gegen aufgezwungene Normen rebellieren. Seit 1971 ist sie mit dem japanischen Fotografen Kazuyuki Kitamura verheiratet und hat nicht

nur dadurch eine enge Beziehung zu Japan und seiner Kultur.

In ihrem Roman *„Silbermuschel“* geht es um die junge Französin Julie, deren Kindheit von traumatischen Erinnerungen geprägt ist. Um dem Elternhaus zu entkommen, stürzt sie sich in eine unglückliche Ehe mit dem Schweizer Verleger Bruno. Doch die furchtbare Vergangenheit verfolgt sie noch immer.



Lesung von Hella Schulz. Foto: Hermann Behrens.

Julies Freundin Franca überredet sie schließlich, für zwei Wochen mit ihr nach Japan zu reisen. Und die Begegnung mit der fremden Kultur wird für Julie zu einer Offenbarung. Sie lernt einen Musiker kennen, der eine Vergangenheit hat, die mit Hiroshima zusammenhängt. Hella Schulz las vor über 20 Zuhörerinnen und Zuhörern anlässlich des 80. Jahrestages des Atombombenabwurfs auf Hiroshima bewegende Passagen aus dem Roman.

Zum Tag des offenen Denkmals am 14. September 2025 wurde als

dritte Ausstellung *„Langhagen – von vielen vergessen, für einige Heimat“* eröffnet. Studentinnen und Studenten der Hochschule Neubrandenburg im Master-Studiengang Naturschutz und Landnutzungsplanung beschäftigten sich im Sommersemester 2021 und Wintersemester 2021/22 in einem Studienprojekt mit der Ortschaft Langhagen, die mitten im Müritz-Nationalpark liegt. Langhagen gehörte über Jahrhunderte als Pertinenz zum

Gut Klein Vielen und wurde 1835 sogar ein eigenständiges Gut, das 1871 in den Besitz des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz kam. Heute ist der Ort Teil der Stadt Neustrelitz.

Aus dem Studienprojekt ging eine kleine Ausstellung hervor, in der die Geschichte und der Landschaftswandel in und um Langhagen im Überblick dargestellt werden. Die Studenten befragten auch Bewohner und Mitarbeiter des Nationalparks nach ihren Eindrücken vom Ort und nach ihren Vorstellungen von der Zukunft Langhagens.

Die Ausstellung wurde nur ein einziges Mal im Oktober 2022 in Langhagen gezeigt.

Am „Tag des offenen Denkmals“ 2025 sollte die Tür zur Jahn-Kapelle in Klein Vielen eigentlich um 13 Uhr geöffnet werden. Aber als Mitglieder des Klein Vielen e. V. sich um 12 Uhr trafen, um noch einige Vorbereitungen zu treffen, standen bereits Besucher vor der Tür. Und bis 17 Uhr war es dann ein Kommen und Gehen auf dem Klingenberg, sodass am Ende über 100 Gäste begrüßt werden konnten, die sich für die Kapelle und die Ausstellung interessierten, und für den Klein Vielen e.V. war es eine große Freude, dass auch Langhäger kamen, um sich die Ausstellung noch einmal anzuschauen.

Auch die zahlreichen Führungen zur Kapelle verdienen lobende Erwähnung, denn auf Anfrage hin haben unsere Mitglieder der AG Denkmalpflege und Denkmalschutz, Jörg Botta, Jürgen Krämer und Hermann Behrens, über die beiden Jahre hinweg hunderte Interessierte zur Kapelle geführt. Das „Logbuch“ in der Kapelle gibt Aufschluss darüber.

Im Jahre 2023 hatte unser Verein den Gruftbereich vor der Kapelle mit einem schmiedeeisernen Zaun eingefriedet. Und in diesem Jahr hat er aus Spenden, die er in den vergangenen Jahren für die Pflege der Kapelle und ihres Umfeldes erhalten hat, innerhalb der Einfriedung einen Gedenkstein errichtet, den der Neustrelitzer Steinmetz Mathias Beese gestaltet hat. Auf dem Stein sind die Namen der sieben Menschen verzeichnet, die auf dem Klingenberg ihre letzte Ruhe fanden.

Nicht vergessen werden dürfen die regelmäßigen Landschaftspflegearbeiten an der Kapelle und der Allee – unter anderem in Vorbereitung auf das jährliche Parkfest – zu denen sich immer eine „Ü 65“ zusammenfindet – ein halbes Dutzend Freiwillige im Alter von 62 bis 74 Jahren (!). Zum Parkfest trägt unser Verein übrigens seit mittlerweile 2009 auch mit einem Kaffee- und Kuchenbasar bei.

2024 und mit der vorliegenden Ausgabe auch 2025 gelang es wieder, ein Heft unseres heimatkundlichen Jahrbuchs mit Namen „Dorfzeitung“ herauszugeben. An beiden Jahrbüchern wirkten wieder mehrere Autorinnen und Autoren freiwillig mit. Das Jahrbuch



Tag des offenen Denkmals in der Jahn-Kapelle. Foto: Hermann Behrens.



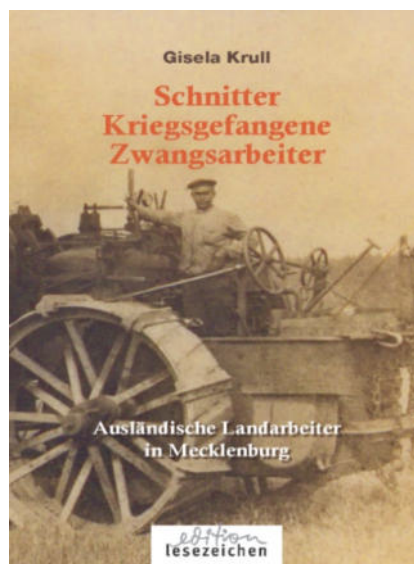
Der Gedenkstein an der Jahn-Kapelle.
Foto: Hermann Behrens.

2024, die 15. Ausgabe der Reihe, hatte den Schwerpunkt „750 Jahre Peckatel und Brustorf“. Hierzu gibt es im Heft mehrere Beiträge zur Geschichte der Orte, die auch überregionales Interesse fanden. Die Beiträge wurden durch solche ergänzt, die sich mit Personen und Begebenheiten in den anderen Ortsteilen der Gemeinde beschäftigten.

Die Hefte wurden von Vereinsmitgliedern wieder an alle Haushalte der Gemeinde kostenlos verteilt. Belegexemplare wurden an die Deutsche Nationalbibliothek in Leipzig, an die Regionalbibliothek Neubrandenburg, das Karbe-Wagner-Archiv in Neustrelitz und an die Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern sowie (neu) an das Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig geschickt. Die digitale Version ist wie die aller anderen Ausgaben auf der Internetseite des Klein Vielen e. V. abrufbar. Neu ist, dass das Jahreshaft nun eine ISSN hat. ISSN heißt „International Standard Serial Number“ und mit dieser ist die Zeitschrift weltweit recherchierbar.



Erhältlich über jede gute Buchhandlung oder direkt bei Steffen Media in Friedland.



Im Dezember 2024 gab der Klein Vielen e.V. ein heimatgeschichtliches Heft heraus, das unsere ehemalige Lehrerin und Ortschronistin Gisela Krull verfasste. Sein Titel lautet „Schnitter, Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter – Ausländische Landarbeiter in Mecklenburg“, wobei Gisela Krull einen Schwerpunkt auf die so Bezeichneten in der Gemeinde Klein Vielen legte.

Unser Vereinsmitglied Hermann Behrens verfasste in demselben Jahr das Büchlein

„Zur falschen Zeit am falschen Ort. Der Lebensweg des Otto Remer“. Darin zeichnet er die Lebensgeschichte von Dr. Otto Remer, einem akademisch ausgebildeten Sohn eines Gutsbesitzers aus der Gegend von Dargun nach, den es zu Beginn der 1930er Jahre in das mecklenburgische Dorf Peckatel verschlug, wo er eine Siedlung erwarb. Das ehemalige Wirtschaftshaus des Gutes Peckatel und dessen Nebengebäude wurden zu Otto Remers Hof. Remer geriet sowohl in der Zeit des Faschismus als auch in den Jahren nach dem

Zweiten Weltkrieg in zahlreiche Konflikte, die in dem Buch beschrieben und historisch eingeordnet werden. Beide Veröffentlichungen können über jede gute Buchhandlung oder direkt bei Steffen Media in Friedland erworben werden.

Über all diese Aktivitäten hinaus gab es weitere: Mitglieder des Klein Vielen e.V. unterstützten die Gemeinde Klein Vielen bei der Auswahl von historischen Obstbaumsorten, die als Ersatzmaßnahme am Wanderweg Klein Vielen – Peckatel gepflanzt wurden und dann bei der Auswahl der Pflanzstandorte am Wanderweg, siehe den dazugehörigen Bericht im vorliegenden Heft.

Mittlerweile traditionell sammelten Mitglieder des Klein Vielen e. V. im Frühjahr 2024 und 2025 Müll an Wegen und Straßen, die nicht von der öffentlichen Hand gepflegt werden. 2025 begegnete uns dabei ein Radfahrer, der uns mit den Worten „beglückte“: „Was soll denn der Quatsch! Damit rettet Ihr die Welt auch nicht.“ Na ja, die Welt nicht, aber vor der eigenen Haustür möchte man sie doch ein wenig schöner haben.

Herzlicher Dank gilt allen aktiven Mitgliedern des Klein Vielen e. V., die die Organisation und Durchführung der Veranstaltungen und Einsätze möglich machten. Herzlicher Dank gilt ebenso allen passiven Mitgliedern, die den Verein ideell und finanziell unterstützen! Und ebensolcher Dank gilt auch denen, die den Verein aktiv unterstützten, ohne Mitglieder zu sein sowie denen, die dem Verein mit Spenden bei der Finanzierung seiner Aktivitäten halfen.

Die vielen Aktivitäten unseres Vereins scheinen auf eine große und junge Mitgliedschaft hinzuweisen. Aber weit gefehlt: Die aktiven Mitglieder und Helfer unseres Vereins sind an zwei Händen abzuzählen. Sie stehen zum geringeren Teil im sechsten, zum größeren im siebten Lebensjahrzehnt. Daher wäre es sehr schön, wenn sich in der Gemeinde jüngere Menschen fänden, die Lust haben mitzumachen. Auf unserer Internetseite www.kleinvielen-ev.de stehen unsere Kontaktdaten.

**AUTO DIENST**

KAUFMANN

**Für alle Fahrzeuge • Inspektionen
TÜV/AU • Unfallinstandsetzung**

M. Kaufmann GmbH
KFZ-Meister

Dorfstraße 4b • 17237 Peckatel
☎ 039824 / 20 771 • 📞 0170 / 58 47 031
📠 039824 / 20 7721
E-Mail: m.kaufmann@kaufmann-kfz.de
Internet: www.kaufmann-kfz.de



Ein Beitrag zur Erhaltung alter Obstsorten! 25 weitere Bäume am Wanderweg Peckatel-Klein Vielen

Hermann Behrens

Wer einmal auf dem schönen Wanderweg unterwegs war, der von Peckatel in Richtung Klein Vieler See und dann nach Klein Vielen verläuft, der konnte sich an den über 100 Obstbäumen erfreuen, die den Weg säumen und 2018 als Ersatzmaßnahme für eine Straßenerneuerung gepflanzt wurden. Es handelt sich um alte Hochstammsorten, von denen die meisten heute kaum noch Verwendung in unseren Gärten oder an Wegrändern in der Feldflur finden. Sofern es noch welche gibt, sind es Altbestände oder eben auch Ergebnisse von Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen für Eingriffe in den Naturhaushalt, meistens für durchgeführte Straßen- und andere Bauvorhaben.

2018 wurden am Wanderweg insgesamt 103 Bäume gepflanzt, mit 17 verschiedenen Sorten, und von jeder sechs Bäume:

- 30 Apfelbäume der Sorten *Jakob Fischer*, *Elstar*, *Gewürzhuikenapfel*, *Gravensteiner* und *Geheimrat Dr. Oldenburg*,
- 24 Birnbäume der Sorten *Gellerts Butterbirne*, *Gute Luise von Avranches*, *Köstliche von Charneu* und *Clapps Liebling*,
- 24 Kirschbäume der Sorten *Regina*, *Büttners Rote Knorpelkirsche*, *Kordia* und *Burlat*,
- 6 Pflaumenbäume der Sorte *Ontario* und
- 19 Zwetschenbäume der Sorten *Cacaks Schöne*, *Hauszwetschge* und *Hauszwetschge Zum Felde* (von dieser Sorte sieben Exemplare).

Durch erheblichen Arbeitseinsatz des Gemeindegärtners Lothar Brandt und von Freiwilligen sowie mit Unterstützung des Landguts Luisenhof gelang es nach Ablauf der Gewährleistungspflicht des mit der Pflanzung beauftragten Unternehmens, die Bäume zu wässern und damit über die trockenen Sommer zu bringen. Nur einer der Bäume vertrocknete.

2024 führte die Gemeinde Klein Vielen wieder einmal eine Straßenbaumaßnahme durch. Für den dafür notwendigen Eingriff in den Naturhaushalt wurde mit der zuständigen Naturschutzbehörde als Ersatzmaßnahme die Pflanzung von 25 hochstämmigen Apfelbäumen auf gemeindeeigenem Grund und Boden vereinbart.



Am Wanderweg von Peckatel nach Klein Vielen war noch Platz vorhanden, und so konnte die schon vorhandene Obstbaumreihe verlängert und an zwei Stellen erweitert werden. Mitglieder des Klein Vielen e. V. halfen, geeignete Standorte zu finden.

Nun säumen weitere fünf alte Sorten den Weg, ausschließlich Apfelsorten. Hier sind sie mit ihren Eigenschaften aufgelistet:

Weißer Winterglockenapfel: Guter Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Dezember bis Juni. Frucht groß, glockenförmig. Fruchtschale grünlichgelb bis gelb, Sonnenseite gerötet. Fruchtfleisch mit angenehmer Säure.

Prinzenapfel (Hasenkopp): Sehr guter Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Oktober bis Januar. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale hellgelb, zur Reifezeit großflächig gerötet und gestreift. Geruch deutlich. Fruchtfleisch sortentypisch gewürzt

Geheimrat Breuhahn: Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Oktober bis April. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale fettig, rötlichgelb, zur Reifezeit fast völlig gerötet und gestreift. Fruchtfleisch gewürzt.

Dülmener Herbstrosenapfel: Tafel- und Wirtschaftsapfel. Genussreife September bis Dezember. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale fettig, gelblichgrün bis rötlichgelb, zur Reifezeit gestreift. Geruch ausgeprägt. Fruchtsfleisch gewürzt, ausgewogen.

(Kaiser)-Wilhelm-Apfel: Tafel- und Wirtschaftsapfel. Genussreife Dezember bis März. Frucht groß. Fruchtschale gelb, zur Reifezeit ganzflächig gerötet und gestreift. Fruchtfleisch gewürzt, etwas vorherrschende Säure.

Bleibt zu hoffen, dass alle jungen Bäume die ersten Jahre gut überstehen. Sie sind ein „Wechsel auf die Zukunft“, denn sofern auch sie prächtig gedeihen, werden sie in einigen Jahren alle, die dort unterwegs sind, mit ihrer Blütenpracht und ihrem reifen Obst erfreuen und laben. Herkunft und Eigenschaften aller Obstbäume finden sich in folgender Tabelle.

Klein Vielen e. V. im Internet: www.kleinvielen-ev.de

E-Mail: info@kleinvielen-ev.de



Obstbaumsorten am Wanderweg Peckatel – Klein Vieler See – Klein Vielen		
Sorten	Herkunft/Züchtungsjahr/ Anbau seit	Eigenschaften
Apfelsorten		
Jakob Fischer	Rottum/Oberschwaben / 1903	Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife September bis Oktober, Frucht groß bis sehr groß, flachrund. Fruchtschale hellgelb, zur Reifezeit ganzflächig gerötet- Fruchtfleisch weinsäuerlich.
Elstar	Elst/Niederlande / 1955	Sehr guter Tafelapfel, Genussreife Oktober bis Januar. Frucht mittelgroß. Fruchtschale gelb, schwach gestreift. Fruchtfleisch aromatisch.
Gewürzlukenapfel	vermutlich Nordwürttemberg / vor 1885	Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Dezember bis März, mittelgroß bis groß. Fruchtschale gelblichgrün, marmoriert und gestreift. Geruch ausgeprägt. Fruchtfleisch aromatisch-säuerlich.
Gravensteiner	unbekannt / vor 1669	Sehr guter Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Oktober bis Dezember. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale fettig, gelb, zur Reifezeit gerötet und gestreift. Geruch kräftig. Fruchtfleisch edel gewürzt.
Geheimrat Dr. Oldenburg	Geisenheim / 1887	Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Oktober bis Januar. Frucht mittelgroß. Fruchtschale fettig, gelb, Sonnenseite marmoriert und gestreift. Fruchtfleisch etwas parfümiert, schwache Säure.
Geheimrat Breuhahn	Geisenheim / 1895	Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Oktober bis April. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale fettig, rötlichgelb, zur Reifezeit fast völlig gerötet und gestreift. Fruchtfleisch gewürzt.
Weißer Winterglockenapfel	unbekannt / Mitte 19. Jahrhundert	Guter Tafel- und Wirtschaftsapfel, Genussreife Dezember bis Juni. Frucht groß, glockenförmig. Fruchtschale grünlichgelb bis gelb, Sonnenseite gerötet. Fruchtfleisch mit angenehmer Säure.
Prinzenapfel (Hasenkopp)	Wahrscheinlich Norddeutschland / Bekannt seit 1780	Sehr guter Tafel- und Wirtschaftsapfel. Genussreife Oktober bis Januar. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale hellgelb, zur Reifezeit großflächig gerötet und gestreift. Geruch deutlich. Fruchtfleisch sortentypisch gewürzt.
Dülmener Herbstrosenapfel	Dülmen / 1870	Tafel- und Wirtschaftsapfel. Genussreife September bis Dezember. Frucht mittelgroß bis groß. Fruchtschale fettig, gelblichgrün bis rötlichgelb, zur Reifezeit gestreift. Geruch ausgeprägt. Fruchtfleisch gewürzt, ausgewogen.
Kaiser Wilhelm	Rheinland / vor 1830 <i>Peter Broich</i> –Apfel, ab 1864 <i>Kaiser Wilhelm</i> – Apfel	Tafel- und Wirtschaftsapfel. Genussreife Dezember bis März. Frucht groß. Fruchtschale gelb, zur Reifezeit ganzflächig gerötet und gestreift. Fruchtfleisch gewürzt, etwas vorherrschende Säure.
Birnsorten		
Gellerts Butterbirne	Frankreich / 1820	Sehr gute Tafel- und Wirtschaftsbirne, Genussreife September bis Oktober. Frucht kegelförmig. Fruchtschale gelblichgrün, später gelb. Zur Reifezeit großflächig berostet. Fruchtfleisch schmelzend, aromatisch, süß mit leichter Säure.

Gute Luise von Avranches	Avranches/Frankreich / 1778	Tafel- und Wirtschaftsbirne, Genussreife Oktober. Frucht groß bis sehr groß, lang eiförmig. Fruchtschale gelbgrün, Sonnenseite gerötet. Deutliche Berostungen. Fruchtfleisch schmelzend, gewürzt, süß.
Köstliche von Charnou	Charnou/Belgien / ca. 1800	Tafel- und Wirtschaftsbirne, Genussreife Oktober bis November. Frucht groß, eiförmig. Fruchtschale grünlichgelb bis gelb, Sonnenseite gerötet und gestreift. Leichte Berostungen. Fruchtfleisch schmelzend, gewürzt, süß.
Clapps Liebling	Dorchester/USA / ca. 1860	Tafelbirne, Genussreife August. Frucht sehr groß. Fruchtschale gelblichgrün, Sonnenseite gerötet und gestreift. Leichte Berostungen. Fruchtfleisch schmelzend, gewürzt, süß.
Süßkirschen		
Regina	Jork/Niedersachsen / 1957	Knorpelkirsche. Baum kompakt. Blüte sehr spät. Frucht sehr groß. Schale rotbraun, sehr platzfest. Fleisch fest, mäßig saftig, aromatisch. Saft farblos. Reifezeit 7.-8. Kirschwuche. Ertrag hoch.
Büttner's Rote Knorpelkirsche	Halle a.d. Saale / 1795	Süßkirsche. Blüte mittelfrüh, wenig frostgefährdet. Große Knorpelkirsche. Frucht gelb mit leuchtend roter Deckfarbe. Fleisch hellgelb, süß, gewürzt. Saft farblos. Ziemlich platzfest. Ertrag sehr hoch. Reifezeit 5. Kirschwuche.
Kordia	Tschelovice/Tschechien / 1963	Herzkirsche. Baum starkwüchsig. Blüte mittelpät, selbststeril. Frucht sehr groß. Schale violettbraun bis braunschwarz. Wenig regenfest. Fleisch fest, süß, aromatisch. Saft wenig färbend. Reifezeit 6. Kirschwuche.
Burlat	Südfrankreich / 1915	Süßkirsche. Frucht sehr groß, flachkugelig. Fruchtschale leuchtend rot bis dunkelrot, sehr regenempfindlich. Fruchtfleisch mittelfest bis fest, aromatisch. Saft hellrot. Reife 1. u. 2. Kirschwuche.
Pflaume		
Ontario	Rochester/USA / 1874	Reifezeit Anfang bis Mitte August. Frucht groß, rundlich bis oval, renklodenähnlich. Haut dünn, grünlichgelb, dann tiefgelb, weiß getupft, rostartige Flecken. Fruchtfleisch grünlichgelb. Süß, fest, leicht gewürzt. Durch Wespen stark gefährdet.
Zwetschge		
Čačaks Schöne	Jugoslawien (Serbien) / 1961	Frühsorte. Baum mittelstark wachsen. Blüte mittelfrüh, selbststeril. Frucht dunkelblau, länglichoval, mittelgroß bis groß. Steinlösend. Ertrag sehr hoch. Für Frischverzehr und Verarbeitung. Gute Backsorte
Hauszwetschge	Unbekannt / seit dem 16. Jahrhundert	Reifezeit Ende September bis Mitte Oktober. Frucht mittelgroß bis groß, länglich oval. Frucht dunkelblau, hellbereift. Fruchtfleisch grünlichgelb bis goldgelb, fest, süß, saftig, gut steinlösend.
Hauszwetschge Zum Felde	Asien / seit dem 17. Jahrhundert in Deutschland	Ähnliche Merkmale.
Quelle: Votteler, W. 1996: Lexikon der Obstsorten. Kernobst, Beerenobst. München. – Friedrich, G. & Petzold, H. 1993: Obstsorten. 300 Obstsorten in Wort und Bild. Radebeul. – Votteler Willi [Aigner, Korbinian] 1998: Verzeichnis der Apfel- und Birnensorten. München.		



Dieses Mal in der Dorfzeitung	Seite
Wir danken herzlich!	2
Von Pieverstorf und seinen Gutsbesitzern	3
Landschaft im Wandel...	18
Wie Curt von Honrichs zu seinem Adelstitel kam. Ein Blick in die Gutsgeschichte von Pieverstorf	19
Dänische Münze aus dem frühen 17. Jahrhundert in Peckatel gefunden	27
Krieg – Geißel der Menschheit. Mecklenburg im Krieg...und seine Auswirkungen auf Orte in unserer Umgebung	29
Gutsanlage Groß Vielen erhalten und erlebbar machen – Planung zur Gartendenkmalpflege	55
Aus der Chronik der Gemeinde Klein Vielen – ärztliche Versorgung und Poststellen bis zur „Wende“	68
Kapellenschlüssel von Kuhstal (Alt) entdeckt !	72
Sprudelnde Quelltöpfe hinter dem alten Forsthaus Brustorf – die Tollense als Grenzfluss Brandenburgs im Mittelalter ab dem Vertrag von Kremmen vom 20. Juni 1236	76
Die Wiesenküchenschelle	97
Statthalter auf mecklenburgischen Gütern	100
Aus dem Klein Vielen e. V.	101
Ein Beitrag zur Erhaltung alter Obstsorten! 25 weitere Bäume am Wanderweg Peckatel-Klein Vielen	107

